

Ihre Gebirgstouren im Film

Der Sommer naht und sicherlich haben Sie sich schon ein reichhaltiges Programm an Wanderungen, Ausflügen, Bergklettereien, ja vielleicht sogar an Hochgebirgstouren zurechtgelegt. Herrliche Tage oder Wochen stehen Ihnen bevor, mit Eindrücken und Erlebnissen, welche Sie später einmal zu den schönsten Ihres ganzen Lebens zählen werden. Dann aber wird es Ihnen leid tun, daß Sie keine Möglichkeit hatten, diese kostbaren Augenblicke in lebenden Bildern zu verewigen, um sie auf der Leinwand jederzeit erneuern und von neuem erleben zu können. Sie werden diese Unterlassungssünde um so mehr bereuen, da es ein Mittel gibt, welches jedem die Möglichkeit bietet, dies zu verwirklichen: es ist der Ciné-„Kodak“.

Ciné-Kodak heißt ein eigens für Amateure erdachter Kino-Aufnahmeapparat, der für 16 mm Schmalfilm eingerichtet ist. Gegenüber dem 35 mm breiten, für Lichtspieltheater bestimmten Normalfilm bedeutet er eine solche Materialersparnis, daß das Filmen nunmehr jedermann zugänglich geworden ist. Gewicht und Umfang der Ciné-Kodak-Apparate sind so herabgemindert worden — das neueste Modell M mißt etwa 22,8×6,7×12,7 cm und wiegt nur 1,55 kg —, daß von einer Belastung keine Rede sein kann. Das Umgehen mit ihnen ist ebenso leicht, wenn nicht noch leichter, wie mit einem der modernen, auf's äußerste vereinfachten Photoapparate. Ein weiterer Vorteil für den Kino-Amateur ist der Umkehrfilm, der die Umwandlung des Negativstreifens in ein Positiv erlaubt, wodurch die Anschaffung eines besonderen Bildstreifens für dieses entfällt. Von der Mühe des Entwickelns und Bearbeitens der selbsthergestellten Bilder ist der Schmalfilmer befreit, da dies von der Erzeugerfirma in besonderen Entwicklungsanstalten ohne weitere Kosten durchgeführt wird. Der Preis hierfür ist nämlich bereits in den Verkaufspreis des Films eingerechnet. Eine solche Entwicklungsanstalt ist vor kurzem auch in Prag errichtet worden, so daß im Inland aufgenommene Filme sich bereits innerhalb weniger Tage vorführungsbereit in den Händen des Besitzers befinden.

Durch das in den letzten Jahren ausgearbeitete „Kodakcolor“-Verfahren ist es in Verbindung mit den lichtstarken (f. 1, 9) Ciné-„Kodaks“ ermöglicht worden, sogar Filme in natürlichen Farben herzustellen und dies mit derselben Leichtigkeit wie Filme in Schwarz-Weiß.

Die Vorführung der Bildstreifen kann mittels jedes für 16 mm Schmalfilm bestimmten Wiedergabeapparates erfolgen. Der von der „Kodak“-Gesellschaft auf den Markt gebrachte Projektor „Kodascope“ zeichnet sich durch seine einfache Handhabung, sowie durch klare flimmerfreie und voll ausgeleuchtete Bilder aus.

Wer daher seine schönsten Lebenserinnerungen nicht dem Vergessen preisgeben will, der versäume nicht, sich in der nächsten Photohandlung die verschiedenen „Kodak“-Schmalfilmgeräte unverbindlich erklären und vorführen zu lassen.

Wissenschaftlicher Teil

Zur Volkskunde des schlesischen Menschen

Dr. Fr. Peschel, Rundfunkvortrag 12. November 1930, Gleiwitz

Die Arbeiten für die Erforschung der gesamtschlesischen Volkskultur gehen in ihren Anfängen auf Hoffmann von Fallersleben zurück, der die erste Volksliederammlung veranstaltete. Die Professoren der Breslauer Universität: Karl Weinhold, Friedrich Vogt und vor allem Geheimrat Siebs, der nach Vogt die „Schlesische Gesellschaft für Volkskunde“ übernommen hat und heute noch leitet, haben durch ihre gründlichen Arbeiten bahnbrechend gewirkt und mehr als 30 Bände „Mitteilungen“ bewahren diese Forschungsergebnisse auf. Lose Serien folgen diesem Werke nach, die „Weihnachtsspiele“ Vogts, die Sagensammlung Kühnau, Drechslers „Sitte und Brauch“, die Reihe „Wort und Brauch“, die mehr als 15 Bände umfaßt. Die Volksliederammlung ergab 15.000 Strophen, die im Breslauer Archiv liegen und nur zum kleinen Teil veröffentlicht sind. Prof. Klappers Buch „Schles. Volkskunde“ fußt auf den wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers, der die Lehrkanzel für Volkskunde an der Breslauer Universität innehat. Dazu kommt noch das große reiche Material, das die lokale Heimatforschung sammelt, die ja nur die im engeren Rahmen eines bestimmten Gebietes arbeitende Volkskunde darstellt. In D. S. ist auf Grund der günstigen Ergebnisse, welche die Vereinigung für Heimatkunde unter dem Vorsitz des H. Reg.-Dir. Dr. Weigel erreicht hat, durch die Gründung eines Volksliedarchivs ein neuer Mittelpunkt gewonnen worden, der auch die übrigen Gebiete der volkskundlichen Ueberlieferungen in einer Sammelstelle erfassen will. Diese Tat war von höchster Bedeutung, denn gerade in den letzten Jahren wurde durch den Vormarsch der Industrie viel Volksgut vernichtet. Durch Gründung von heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften in allen Kreisen der Provinz, durch die rege Mitarbeit der Vertrauensmänner auf dem Lande sind die Vorbedingungen gegeben, damit Unterlagen für den großen „Atlas der deutschen Volkskunde“ erstehen, der eben im Werden ist. Wenn schon das erste Jahr Sammelarbeit des o. s. Volksliedarchivs 1800 Eingänge verzeichnen konnte, ist der Beweis erbracht, daß das allgemeine Interesse im schlesischen Volk noch recht lebendig ist, vom sterbenden Volksgut möglichst viel zu retten.

Auch auf dem Boden des tschechoslowakischen Staates ist die Teilnahme für schlesisches Wesen lebendig, wie das Wirken des verstorbenen Professors Hauffen, Universität Prag, die Gründung des Institutes für sudetendeutsche Volkskunde, die Arbeiten Prof. Dr. Sierachs zeigen, des bedeutenden Kulturführers, der die 1. schles. Kulturwoche in Reichenberg 1925 geleitet hat. Die „Sudetendeutsche Volkskunde“ E. Lehmanns berücksichtigt auch das schlesische Gebiet.

Welche Ergebnisse bringen nun diese Beiträge zur Volkskunde des schlesischen Menschen?

Gern versenken sich ältere Leute aus dem Lärm des Alltags in die Einsamkeit der Erinnerung an frühere Zeiten und selbst den kühlen Forscher ergreift etwas wie stille Wehmut, wenn er das Bild Alt-schlesiens im Geiste erstehen läßt: Die niederen Holzhäuser auf ländlicher Flur, aus deren kleinen Fenstern abends traulicher Lichtschein quillt. Alte Kirchen mit behäbigen Glockentürmen,

barock verschörkelte Giebel in schmalen Bürgerhäusern der kleinen Städte, auf deren Marktplatz der liebe, alte Brunnen plätschert. Flatternde Bänder bunter Trachten, Lieder in Gärten an stillen Abenden, Hirtenrufe von den Hügeln.

Doch im natürlichen Wandel der Zeit ist diese Welt versunken. Unsere liebevolle Vertiefung in die vollstümlichen Ueberlieferungen will zunächst als Wissenschaft die Grundlagen des Volkscharakters, seine Geisteshaltung in ihrem Sein und Werden erschließen und ein Urteil bilden helfen über die Kräfte, die in einer Volksart wirken. Der Boden hat dem Menschen, der ihn bewohnt, seine Prägung gegeben.

Schlesien weist in erdkundlicher Hinsicht eine reiche Vielgestaltigkeit auf. Der Heidegürtel, der den schlesischen Raum im Norden begrenzt, die fruchtbaren Ebenen, die dem Gebirge auf beiden Seiten vorgelagert sind, der Sudetenzug vom Lausitzer Bergland bis zur Mährischen Pforte, der wie ein festes, naturgegebenes Rückgrat die Zerrissenheit doch in ein einheitliches Bild zwingt, müssen abwechslungsreiche Landschaften ergeben. Das liebliche Braunauer Ländchen, die in sich wunderbar geschlossene Einheit der Grafschaft Glatz, die rauschenden Weiten des Reichensteiner Gebirges, des Altvaterzuges, durch den Landschaften getrennt und doch wieder verbunden werden, wie Nordmähren und Schlesien, zeigen heute noch am meisten Verwandtschaft untereinander. Niederschlesien, das Waldenburger Bergbaugebiet, das Kohlenbecken im Osten, die hochentwickelte Technik Ostschlesiens gehen getrennte Wirtschaftswege, das agrarische Ruheländchen, die mächtige Sprachinsel des Schönhengstgaaues, die zerstreuten Siedlungen der mährischen Ebene lassen Gegensätze erkennen, die sich doch wieder berühren. Die trennenden Unterschiede hat die besondere Form der Landschaft, die von den vom gemeinsamen Stamm losgetrennten Volksteilen als neue Heimat erarbeitet wurde, den Menschen aufgeprägt, die verbindenden Züge einer verwandten Wesensart aller Stammteile wachsen aus dem Mutterblut gemeinsamer Herkunft. Im grünen Kleide rauschender Tannen- und Fichtenwälder, durchfärbt von Birken, Buchen, Eschen, Ahorn und Ulmen drängen sich in grauer Vorzeit Berge und Hügel meilenweit, Steppen-, Parklandschaften, gebildet von Eichen, Erlen und Weiden schmückten malerisch die vorgelagerten Ebenen, in majestätischer Einsamkeit träumte der wilde Forst in den Bergen. Bäche, Flüsse, Teiche und Moore gaben einer reichen Tierwelt Aufenthalt und Nahrung. Völker durchzogen, erst vorsichtig über die tiefer eingeschnittenen Sudetenpässe im Westen tastend, und durch die Mährische Pforte von Süden her das Land, in mächtigen Scharen strömten von Norden Menschen dem Südlände zu.

Wenn wir das Werden unseres Volkstums gründlicher erkennen wollen, müssen wir wenigstens in die Zeit zurückblicken, da etwa um 100 v. Chr. die neue Siedlungswelle der lugischen Stämme über das Land hinbrandet und bis an die Weichsel vorbricht. Die Hauptmasse bilden die Vandalen, zu denen die Silingen gehören, die ihren Namen für immer als Erbe dem Lande hinterlassen haben. Größere Siedlungsmengen bevölkern damals die Umgebung des Zobten und das Gebiet von Leobschütz. Im schlesischen Raum Nordböhmens und Nordmährens machen sich Markomannen und Quaden sesshaft. Als um 400 n. Chr. die Vandalen abwandern, bleiben geringe Volkspplitter zurück, die sich wie die Orts- und Flurnamenforschung und einige spärliche historische Hinweise ergeben, bis zur Einwanderung der Slawen erhalten haben, die vom 6. Jahrhundert an vom Osten einströmen. Ungewiß bleibt immer noch die Frage, ob kleine germanische Reste die Zeit bis zur friedlichen Wiedereroberung des Ostens durch die Kolonisation im 12. und 13. Jahrhundert überdauert haben. An dieser Einwander-

ung nehmen alle alten Stämme, vorwiegend aber die Franken Anteil. Der wagtüchtige, in unwirtliches Neuland vordringende Siedler kam als Jäger und Fischer, als Bauer und Bergmann. Wie oft mußte er die blinkende Art, die in die grüne Wildnis Bresche schlug, mit dem Schwerte vertauschen, um Angriffe abzuwehren, wie oft das niedergebrannte Gehöft aus Schutt und Asche wieder aufbauen, wie oft den Pflug wieder über die von wilden Wassern überschwemmten Fluren führen! Mit Schweiß und Blut hat er den Boden gedüngt, den er sich unter unsäglichen Mühen als Heimat erarbeitet hat. Wohl kein anderes Land ist so von Kriegen verheert worden wie Schlesien, dessen Geschichte durch sein Schicksal als Streitgebiet zwischen Böhmen und Polen bestimmt war. Mongolensturm und Hussitengreuel konnten seine Kraft nicht brechen, die furchtbare Verwüstung des 30 jährigen Krieges hat es überdauert, die Kampfhandlungen des 7jährigen Krieges und die „Franzosenzeit“.

Ein starkes Geschlecht ist da geworden, von Not und Elend, Kampf und Arbeit hart geschmiedet. In diesem Wirrsal äußerer Ereignisse hat der ostmitteldeutsche Mensch noch die Kraft aufgebracht, dem ganzen deutschen Sprachgebiete zwei Wunderleistungen zuzuschicken, die deutsche Schriftsprache und die Grundlagen zur deutschen Romantik, die aus dem Geiste eines Winkelmann, Hamann, Herder aufblühte, die ihrer Abkunft nach dem schlesischen Stamme angehören. In diesem am weitesten in fremdländisches Gebiet vorgeschobenen Volksteil kommt jene merkwürdige Mischung klarster Auffassung des Gegebenen mit dem Hang zur Mystik zustande, die als allgemein schlesisches Erbteil unsere Jugend in die Zukunft trägt. Die Veranlagung des schlesischen Menschen bewegt sich im seltsamen Kreislaufe um die gegensätzlichen Brennpunkte rationaler und irrationaler Weltanschauung, indem sie sich ungleichmäßig bald dem kühlen Vernunftwillen, bald der Triebkraft reiner Gefühlseinstellung überläßt. Der nüchterne Sinn, der weitblickende Handelsgeist des Schlesiens, der die Breslauer Kaufherren in altdeutscher Zeit bis an die Meere im Norden und Süden vordringen ließ und der wildeste Aberglaube wachsen aus einer Wurzel, der klare Denker Martin Opitz, der mit rein verstandesmäßiger Begabung die Schriftsprache zur deutschen Dichtersprache verfeinerte und der weltferne Mystiker Jakob Böhme treiben aus einem Stamm, Gerhard Hauptmanns Werke, der in hemmungslosem Wirklichkeitsinn mit schallendem Theaterlärm den Naturalismus einleitet und seine innigzarte Dichtung „Hanneles Himmelfahrt“, seine Märchen Dramen entspringen aus einem Geiste. Auch die Geschichte hat mehr als einmal das tüchtige Eingreifen des schlesischen Menschen in den äußeren Gang der Ereignisse rühmend festgelegt und die nationale Erregung, welche 1813 die brausende Lawine der Befreiungskriege loslöste, ist eine Tat des Ostens, an der die schlesische Jugend hervorragend beteiligt war.

Welches sind die Grundsätze des schlesischen Wesens? Als Stimme der Vergangenheit mag eine alte Chronik sprechen:

„Was nun auch die Einwohner Schlesiens anbelangt, so ist ihr Temperament Sanguineomelancholicum, inclinieren überaus sehr zur Poesie und Musik, wie die Deutschen ihnen denn allerdings die Richtigkeit und Reinheit ihrer Dichtkunst ohnstreitig zu danken haben, sind leutselig, freundlich, höflich, darbey aber eingezogen, bestreben sich der Gottesfurcht, halten die Kinder fleißig zur Schule, und verschicken sie, wenn sie erwachsen, in fremde Länder. Jedoch trifft man insgemein in Schlesien ehrliche Leute an, welche jedermann, absonderlich denen Fremdden, gerne dienen, und Gott und ihren Kayser bis auf den letzten Bluts-Tropfen getreu seyn“

Hat die Zeit Land und Leute gewandelt?

Auch heute noch braust und brandet das grüne Meer der Wipfel unabsehbar weit, bis Wald und Himmel in Blau verschwimmen. Doch die dunklen Armen des Waldes schließen heute saftig grüne Wiesen und Flurstreifen ein, und an den Silberbändern der Bäche und Flüsse drängen sich Haus an Haus Dörfer und Städte. Der Charakter des Schlesiens ist auch heute noch am klarsten gegeben durch das Wesen und die geistige Eigenart des Bauern. Er herrscht noch in seiner stolzen Kraft, da Stollen und Schächte verfallen sind und das Wachstum der städtischen Kultur den Höhepunkt überschritten hat. Das schlicht, doch wetterfest und stark in die grüne Landschaft hineingestellte Bauernhaus ist der Spiegel seines Wesens, wie sich auch in Tracht und Mundart, Sitte und Brauch, Lied, Tanz und Spruch seine erdgewachsene, jahrtausende alte Kultur am stärksten von allen Lebensformen durchringt.

Die Jugend trägt in allen Zügen die Wesensart des altdeutschen Siedlers. Romantik und Abenteuerlust, Unternehmungsgeist und Hang ins Weite verbinden sich mit Liebe zur heimatlichen Scholle, stille Schlichtheit mit zähem Starrsinn, Willens- und Tatkraft zu einem vielgestaltigen, nie ganz auszuschöpfenden Charakterbilde.

Wenn auch die Eigenart der deutschen Altstämme, aus denen die schlesische Volksmasse hervorging, in auffallenden Zügen des Schlesiens erkennbar sein mag: der starre Rechtsinn des Sachsen, die Anpassungsfähigkeit des Franken, die Gemütlichkeit des Schwaben, die heitere Wesensart des Bayern, so ist doch klar ersichtlich, daß sich schon in frühester Zeit ein neuer Stamm gebildet hat, der durchaus einheitliche Züge trägt. Freilich, scharfe Gegensätze, die sich sonst ausschließen, verbinden sich in seinen geistigen Anlagen zu einem vielgestaltigen Charakterbilde: Der Nützlichkeitsinn, die nüchterne Klugheit des Ansiedlers, der die Wildnis bezwang, zeigt sich in dem zähen Arbeitswillen, der den Schlesier alle sich ergebenden Vorteile für das Leben ausnützen läßt. Fast unvereinbar mit diesem praktischen Sinn scheint ein unbestimmter Hang ins Weite, ja Wesenlose, der die romantische Verträumtheit, den tief religiösen Sinn, den ausgeprägten Wunderglauben erklärt, der ihn sogar zur mystischen Schwärmerei führen kann. Aus dieser Geistesstimmung heraus ist auch das Festhalten an alten Sitten, Bräuchen, Märchen und Sagen zu deuten, die ihn gewissermaßen in eine eigene phantastische Welt entrücken. Der Glaube an wunderbare Kräfte in der Natur begünstigt seine Neigung zum Naturheilverfahren, das in dem Lebenswerke eines B. Prießnitz und Johann Schroth bleibende Bedeutung gewann. Die wichtigsten Ereignisse im Leben: Geburt, Hochzeit und Tod begleitet uralter Volksbrauch auf dem Lande auch heute noch mit sinnigen Regeln, Gewohnheiten und abergläubischen Deutungen, die man den begleitenden Umständen gibt. Der Kreislauf des Jahres ist erfüllt von bedeutsamen Bräuchen, welche mit der Arbeit, Sorge und Freude des Landmannes, mit dem Wachsen der Feldfrucht Schritt halten. Der beschaulich lebende Bürger der Stadt hat seine eigenen Feste, in denen sich oft noch die formelhafte Gemütlichkeit des altdeutschen Zunftwesens wieder spiegelt. Eigenes starkes Leben zeigt, auch in den Kreisen der Industriearbeiter, heute noch die Sage. Die Erdverbundenheit dieser Schöpfungen der Volksseele sichert ihnen größere Daseinskraft. Die Volkstracht aber ist verloren gegangen bis auf wenige Reste, bei Festen aber holt man auch in neuerer Zeit gern die bunten Kleider mit ihren malerischen Farben aus der verstaubten Truhe. Alte Bauformen haben sich auf dem Lande in Bauernhof, Dorfschenke, in Kirchen und Wegkapellen erhalten. Der Bergbauer greift in der unfreiwilligen Muße des langen Winters zum Schnitzmesser und zum Pinsel und verziert die Gegenstände des täglichen Gebrauches. Aus dieser Neigung hat sich ein fruchtbares

Kunsthandwerk entwickelt, das einst mannigfaltige Schnitzwerke, Glasbilder und handgemalte Gebetbücher erzeugte. Die zahlreichen Heimatmuseen bewahren solch ehrwürdigen Hausrat liebevoll auf. In Bernhard Ruzer und seiner Schule hat die Holzschnitzkunst einer älteren Zeit eine bewunderungswürdige Höhe erreicht. Das Volksschauspiel lebt bis heute im Krippenspiel, einst wurde auch das große Passionspiel zur Osterzeit gepflegt. Das Volkslied bevorzugt die dramatische Ballade, doch auch der Humor kommt zu seinem Rechte. Denselben ausgeprägten Sinn für Wit und Fröhlichkeit zeigen auch die Liedworte alter Länze. Ein reicher Quell echten kernigen, kräftig gesunden Volkshumors fließt aus der Wiederbelebung des volkstümlichen Tanzes. Auch die hohe musikalische Kunst hat ihre Vertreter in Schlesien. Der Schöpfer der deutschen komischen Oper, Ditters von Dittersdorf, der in Johannesberg seine besten Werke schuf, kam zwar aus Wien hierher, aber seiner Abstammung nach gehört er dem deutschen Osten an, aus dem sein Großvater nach Oesterreich eingewandert war. Die seelische Verbundenheit des deutschen Liederfürsten Schubert mit der Heimat seiner Mutter (Zuckmantel am Fuße der Bischofskoppe) ist ja stets betont worden.

In dem, was die Volkskunde in Schlesien an Schätzen zutage fördert, da rauscht ein Jungbrunnen so voll tiefen Lebens, daß man, auch mit vollen Zügen schöpfend, seines Segens kein Ende findet. Die Volkskunde hat mitgeholfen, die nüchterne Klügelei des Materialismus und die Wirklichkeitsdarstellung des Naturalismus zu überwinden. Die alte Spruchweisheit wird in Jahrbüchern erneuert, die Sage mit ihren streng ethischen Vorstellungen von Schuld und Sühne dringt in den Lernstoff der Schulen, das Märchen mit seinen weltverlorenen einfachen zarten Reizen, aus der Welt der Phantasie geholt, befruchtet glücklich unsere Kunst. Die wiederbelebte Familienforschung, das Sippenbuch, fördert den vielfach ersterbenden Familiensinn, das im Stil der alten Chroniken neu belebte Gemeindegedenkbuch, die bewußte Erneuerung von Sitte und Brauch und der wieder erweckte Volkstanz regt die Gefühle der Zusammengehörigkeit bei den Dorfbewohnern an, selbst der zur seelenlosen Heimatflucht verurteilte Industriearbeiter gewinnt in den Volkshochschulen geistige Vertiefung. Das Siedlungs Wesen, das ihn auf eigene Scholle stellt, bindet ihn wieder an den Heimatboden. Der Weg der Erneuerung, den die Volkskunde aufzeigt, entspricht in wunderbarer Uebereinstimmung den Ratschlägen, wie sie uns große Männer, als geistige Führer der Gegenwart, vermitteln. So sagt Thomas Mann: „Wir leiden an einer Fülle von Wissen. Unsere überspannte Gehirntätigkeit ist die Frucht der übermäßigen Aneignung von Kenntnissen. Deshalb gelingt es uns auch nicht mehr, sichere Wege einzuschlagen und in ursprünglicher Weise Welt und Leben zu erfassen. Das ist einer der Hauptgründe unserer inneren Unruhe. Wir müssen eine neue Ursprünglichkeit gewinnen. Wir müssen unser Wissen überwinden und am Ufer einer neuen Kindheit Anker werfen. Wir müssen zum Wunder der Ursprünglichkeit auf den Schultern der Wissenschaft, zur Unschuld im Besitze der Erkenntnis gelangen. Dann werden wir eine neue Plattform für das Leben gewinnen.“

Diese Ansicht ist der Mahnung gleich, die ein Vertreter der schlesischen Volkskunde, E. Lehmann, als Einleitung einer Sagensammlung voranstellt, da er im großen Zusammenbruch des Bildungsaufbaues alle Aufmerksamkeit und Liebe den ungebrochenen, gesunden Grundlagen unseres Volkes zugewendet wissen will.

Der Sammler, der solche Ziele erreichen hilft, dient einer guten Sache, der seelischen Vertiefung des Volkscharakters aus seiner Eigenart heraus. Wenn

auch die Auswirkung dieser volkswissenschaftlichen Bestrebungen heute noch nicht zu einem in jeder Hinsicht befriedigenden Ende gediehen ist, so ergibt sich doch aus den Anfängen ein frischer Ausblick auf die Zukunft.

Das meinen wohl auch die Verse eines o. s. Heimatforschers, der mit sanfter Resignation einen Vergleich zwischen einfach schlichter Vergangenheit und technischer Gegenwart zieht:

So ändert sich die Zeit, die ruhelose
Und neue Häuser wachsen aus dem Boden
Und neue Menschen wandern durch die Gassen.
Nicht klingt des Meißels Schlag mehr in den Bergen,
Nicht mehr schwirrt Senseschwung in Korn und Klee.
Still liegt das Spinnrad, das den Faden drehte,
Der Webstuhl, der ihn einst zum Linnen wob.
Verstummt sind Hirtenlieder, die von Hügeln klangen. —
Fabriken ragen schloßgleich in die Lüfte,
Maschinen brausen laut das Lied der Arbeit,
Hochöfen glühen Flammen in die Nacht,
Wo einsam einst der Weg durch Wiesen ging.
Geschlechter kommen und Geschlechter schwinden.
Umwandelbar lebt unsrer Väter Sinn in unsrer Brust,
und so mag's immer bleiben!

Aus dem erschütterten Glauben an eine unerfreuliche Gegenwart schlagen wir die Brücke der Hoffnung hinüber zur schöneren Zukunft in der Liebe zum Volkstum vergangener Zeiten.

Und wenn der schlesische Mensch so eindringlich, wie seine Arbeit zeigt, die Erkenntnis seines Volkstums pflegt, hilft er still mit das Schicksal des deutschen Ostens formen.

Bor- und frühgeschichtliche Funde im Altwatergebiet

Dr. Fr. Veselý

Der Aufsatz will eine Uebersicht sein, welche die neueren in der Literatur unbekannteren Funde betont und stellt sich als eine gemeinsame Arbeit verschiedener Forscher dar, welche Mitarbeiter der Zeitschrift des Vereines sind. Die Sammlung von Privatbesitzern und die der kleinen Heimatmuseen Jauernig, Friedeberg, Weidenau, Freivaldau, Thomasdorf, Mähr.-Schönberg, Freudenthal werden benützt. Als eigene Abhandlung ist die Zusammenstellung des Baumeisters Ernst Hetfleisch (des Ostv. des Zweiges Friedeberg) aufgenommen. Mit seinem Räte, mit wichtigen Hinweisen und fachmännischen Bestimmungen ist Baurat Ingenieur Gustav Stumpf, Neu-Litschein-Brünn (gleichfalls ein Mitarbeiter des Altwater), an dieser Arbeit beteiligt.

Zwischen geschichtlicher Wissenschaft und Heimatforschung hat sich in den letzten Jahren eine gewisse Spannung herausgebildet, da häufig Ergebnisse der Heimatkunde mit denen der gelehrten Fachkreise nicht in Einklang zu bringen sind. Aus dem sich daraus ergebenden Kampfe erwachsen schwere Schäden, welche beiden Seiten keinen Vorteil bringen. Bestrebt, zwischen Heimatforschung und dem Stande der Wissenschaft zu vermitteln, wiesen wir immer darauf hin, daß die Trennung beider Arten von Forschung betont werden müsse, daß der Heimatkunde Treibende oft einsam und abgeschnitten von den Quellen des Wissens, wie sie die Hochschulen darstellen, leicht bei der Verarbeitung des gefundenen Stoffes auf schwere Abwege geraten kann und sich deshalb mit der bloßen Sammelarbeit eine notwendige Beschränkung auferlegen soll. Andererseits mußte

die Wissenschaft mit der Heimatforschung in engere Fühlung treten und jedenfalls in schonender Weise mit ihren Vertretern umgehen. Es handelt sich meist um still und bescheiden, aus rein idealistischen Gründen und mit innerer Freude arbeitende Männer, die, durch üble Erfahrungen verärgert, oft ihre Arbeit einstellen oder sie vor der Öffentlichkeit verbergen. Ein erfreuliches Bild bietet dafür das benachbarte Deutsche Reich, wo schon längst die Heimatkunde staatliche Förderung erfährt und durch wissenschaftliche Vertreter in die richtigen Bahnen gelenkt und darin erhalten wird. So ist Regierungsdirektor Dr. Weigel der behördliche Leiter der o. s. Heimatforschung und verwaltet eine Körperschaft, die mit Hilfe der einzelnen Vertrauensmänner, die sich meist aus den Kreisen der Lehrerschaft zusammensetzen, unter Aufsicht von Fachleuten ausgezeichnete Ergebnisse gebracht hat. Dieser Aufsatz soll nicht eine fachliche Arbeit sein, sondern eine Uebersicht über das durch die Heimatforschung oft mühselig aber mit zähem Fleiße gesammelte Material darstellen. Es wird sich aber daraus der Schluß ergeben, daß in diesem Falle die Heimatforschung instande ist, durch die Reichhaltigkeit des im Altwatergebiete zusammengetragenen Stoffes eine gewisse Aenderung einer wissenschaftlichen Auffassung, die bis in unsere Zeit vertreten wird, zu erzwingen.

Mit Recht weist Dr. B. von Richthofen, Ratibor-Hamburg, in seinem Vortrage 1926 (Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumvereines Nr. 7—10, 1925—27, Seite 1) tadelnd auf Grünhagens in seiner Geschichte Schlesiens 1884 enthaltenen Ausspruch hin, daß die Schicksale Schlesiens in den vormittelalterlichen Zeiten nicht näher ergründbar seien. Diese Ansicht, daß die historische Behandlung mit dem 13. Jahrhundert zu beginnen habe, ist im allgemeinen bis heute weiter getragen worden. Richthofen aber war selbst der Mann, der durch seine tüchtigen Arbeiten eine Bresche in die Mauer dieser Auffassung gelegt hat, da er die vorgeschichtliche Forschung in Oberschlesien auf eine wissenschaftliche Höhe erhob. Die Hochschule Breslau hat mit Martin Jahn die Grundlage für alle Studien der schles. Vor- und Frühgeschichte geschaffen. Das urgeschichtliche Schrifttum über die os. Landschaft hat in den letzten Jahren durch die hohe kulturelle Leistung der Zeitschrift der „Oberschlesier“ eine starke Bereicherung erfahren (Vergl. Os. Urgeschichtsforschung und nordische Altertumskunde Richthofen; die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Neustadt, Maruschka; der Urnen-Friedhof bei Szarnowanz, Ausgrabungsbericht 1922.) Auch unsere Zeitschrift hat, wie aus der Uebersicht zu ersehen ist, redlichen Anteil an der Bodenforschung und die in ihr enthaltenen vielen Hinweise auf Ausgrabungen und Funde bilden ein wertvolles Studienmaterial. Von einigen Zweigvereinen ist die Untersuchung der bestehenden Ruinen in die Wege geleitet worden, (Karpenstein, Reichenstein, Edelstein) und unsere Kenntnis des frühen Mittelalters wurde durch die Ergebnisse dieser Ausgrabungen erweitert. (Vgl. Museum Jauernig des OSV., Leiter Dr. Paupie, die hohen Verdienste des Ostv. Bruno König, die Arbeiten des Zweiges Zuckmantel und die Leistungen des Museums Freivaldau, des Kustoden A. Kettner, E. D. des Vereines, Karl Harrers, M.-Schönberg, der gleichfalls Mitarbeiter des „Altwater“ und vM. des dortigen Zweiges ist.)

Unser Gebirge bildet in vorgeschichtlicher Zeit einen hindernden Wall, an dem große Wanderbewegungen, die von Norden kommen, östlich und westlich abgleiten, in der Richtung durch Polen am Nordhang der Karpathen und gegen den Rhein zu. Andererseits dringen unter dem Schutz dieser Mauer Südvölker nach Norden vor. So nahmen die Sudetenländer eine andere Entwicklung als der westliche Teil Mitteleuropas (Vorgeschichte der Sudetenländer, Ernst Wahle, Flugschrift der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung Heft 3). Unser Gebirge ist ein Gebiet, wo sich die Donaukultur mit der nordischen kreuzt, die langsam das Feld beherrscht. Früh begann der Mensch Uebergänge über das

Gebirge zu suchen, zunächst im westlichen Teil der Sudeten und durch die Mährische Völker-Pforte, dann in den mittleren Sudeten und zuletzt bei uns im Osten (Foz, die Pässe der Sudeten, Landes- und Volkskunde XIII., 1. Stuttgart, 1900, Foz, das Gesenke, Passstudie 1901, Festschrift des geogr. Seminars U. Br., Seite 178—189. Ein Bild über die Verhältnisse jener Zeit ergeben die Hinweise in der schles. Bibliogr. II E. Boehlich, 1929 Priebatsch, Breslau und Dppeln Seite 132, 134, 135 etc.) Unser Gebiet läßt man sehr spät durchqueren, man möchte am liebsten die Uebergänge erst in die slavische Frühzeit verlegen, höchstens nimmt man germanische Führungen an. Wahrscheinlich aber muß man diese Ansicht einer neuen gründlicheren Untersuchung unterziehen. Schuld an der herrschenden Auffassung war die Annahme der Preszka, über die Grünhagen, Meitzen, Schulte eingehend geschrieben haben. Aber schon Foz nimmt diesen Wald als eine mehr künstliche Grenzwallanlage an. Jeder Heimatforscher ist überzeugt, daß unsere Bergtäler, die in den fast alljährlichen Hochwässern des bis an die Ufer vordringenden Waldbestandes beraubt werden und in den breiten Schutthalden nur dürftigem Strauchwerk Nahrung geben, in früherer Zeit förmliche Waldstraßen bildeten, welche zum Eindringen in das an Wild und Bodenschätzen (Gold, Silber, Eisenerz) reiche Bergland eingeladen haben müssen. Wir haben uns nun bemüht, für diese Annahme Belege zu erbringen. Selbst die Meinung, die von der Wissenschaft in gemäßigter Form heute noch gehalten wird, daß der Freiwaldauer Bezirk wohl für dauernde Gesäßhaftigkeit keine Vorbedingungen bot („Schlesien“ in „Sudetendeutsche Selbstverwaltungskörper 8“, 1930 Komm. Berl. Berlin, Seite 19) bedarf einer gründlichen Nachprüfung, die vielleicht dazu führen wird, daß wir ständig begangene Jägersteige mit wenigstens in der Sommerzeit festen Stationen werden annehmen müssen. Jedenfalls muß die Wertung der vielen Funde als bloße Schweiffunde aufgegeben werden, da gerade im Mündungswinkel, dort wo zwei Flüsse oder Bäche zusammentreten, Werkzeuge der Neusteinzeit bis hinauf nach Thomasdorf (drei Stunden vom Gipfel des Altwaters entfernt) zu Tage gefördert worden sind. Wenn auch jetzt eine Wiederbelebung der Bodenforschung eintritt, so ist nicht mehr viel Ausbeute zu erwarten. Man denke an den mindestens 6 Jahrhunderte lang betriebenen Bergbau, an die rege Rohstoffgewinnung von Steinen (Granit, Kalk, Marmor, Schiefer), an die Schamotteerzeugung, Braunkohlen- und Torfgewinnung, an die nachdrückliche Forst- und Landwirtschaft, die auch das entlegenste Plätzchen zur wirtschaftlichen Verwertung brachte, an die gründlichen Zerstörungen in der Mongolen-, Schweden- und Hussitenzeit, an die vielen Überschwemmungen, welche den Aufbau von Salzügen verändert und die Gründe mit Sand und Schotter erhöht haben. Aber das vorhandene Sammelmateriale ist trotzdem so reichlich, daß es der fachmännischen Forschung wertvollen Stoff zu bieten vermag.

Altsteinzeit.

An der Echtheit der Funde aus diesem Abschnitt der Vorgeschichte hätte man zweifeln können. Aber heute, da das große Werk über die Altsteinzeit bei Troppan in der Deffentlichkeit bekannt ist: Ing.-Verein Troppan, („Die altsteinzeitlichen Stationen auf dem Gilschwißer Berge Troppan“) ist es billig, auch auf die vermutlichen Funde dieser Zeit hinzuweisen.

1. Diluviale Colithe weist das Museum Thomasdorf auf, gefunden bei Buchsdorf.

2. Ein Feuersteinstück das bearbeitet scheint, im Besitz des Professors E. Neugebauer, gefunden auf der Barzdorfer Flur gegen Jauernig von Landwirt Hauke, Freiwaldau.

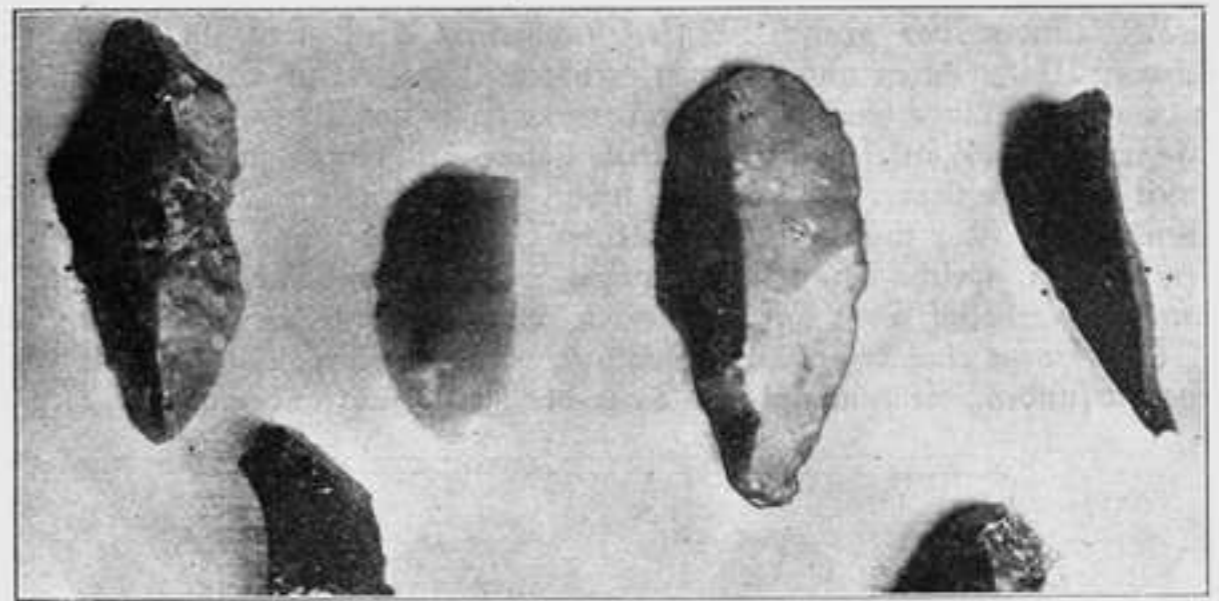


Abbildung 1

3. Sammlung des Ing. Kiegler im Museum der Schamottewerke Weidenau, bearbeitete Feuersteinstücke. Abb. Nr. 1.

4. Ein Fundstück aus gebranntem Lehm mit Lochung ebendort noch ohne Bestimmung.

„Die abgebildeten Feuersteinstücke stammen aus den diluvialen Ablagerungen der Weidenauer Kaolingrube. Um welche spezielle diluviale Schicht es sich handelt, konnte nicht festgestellt werden. Die Lagerungs- und Altersverhältnisse dürften aber ähnlich denen sein, wie sie Ing. Stumpf für seine Funde am Gilschwißer Berg feststellte. Die Stücke werden gelegentlich einer genaueren fachmännischen Untersuchung unterzogen werden. Der Beginn der Funde fällt in das Jahr 1929, seit welcher Zeit infolge erhöhter Aufmerksamkeit ständig einzelne Stücke beigebracht werden.“ Ing. Kiegler.

Neusteinzeit.

Die weitaus größte Menge aller Funde stammen aus dieser Epoche der Frühgeschichte und zwar sind sowohl Funde aus dem älteren Abschnitt, sowie auch solche aus der letzten Epoche des Neolithikums vertreten. An gewissen Stellen, die noch dazu eine gute Uebersichtslage haben, häufen sich die Funde sogar derart an, daß man Siedlungen vermuten könnte. Doch ist der Beweis für feste Wohnsitze im tschl. Anteil des nordwestlichen Schlesiens noch nicht erbracht. Wohl aber mehrten sich jetzt die Nachweise, daß man im Neisse-Tal größere Wohnsiedlungen annehmen muß, Alt-Patschkau, Urnenfunde, (ein schönes Stück weist das GWM. in Jauernig auf, siehe Abb. Nr. 2.)

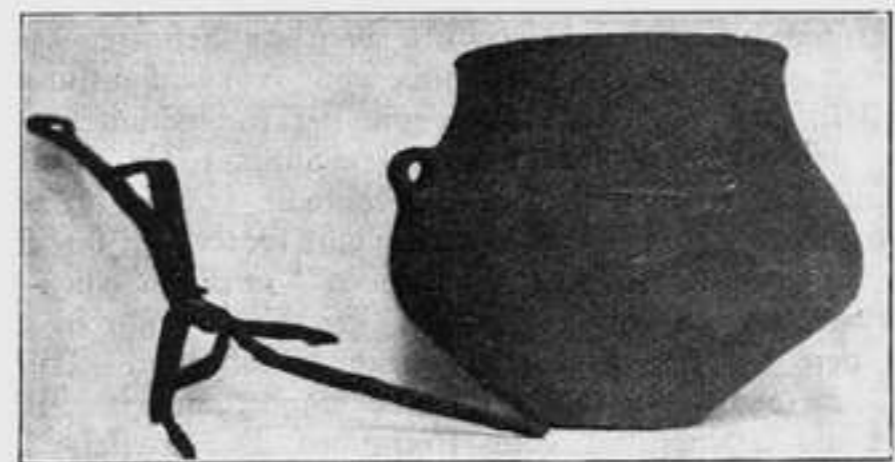


Abbildung 2

Bei Anlage des großen Neisse-Staubbeckens stieß man im Vorjahr auf Reste von Wohnbauten und das neu errichtete Museum in Dittmachau, das gerade diesem Umstande seine Entstehung verdankt, bewahrt das gesamte Material für Studienzwecke auf. Auch Fachleute haben die Funde in Augenschein genommen und es erübrigt sich deshalb wohl, hier auf nähere Besprechungen einzugehen. Wohl aber muß auf jene Stellen bei Barzdorf und Buchsdorf hingewiesen werden, welche alte Bezeichnungen wie Wolfaschanze, Wachtsichte tragen und als erhöhte Orte auf der letzten Hügelkette der Vorberge am Rande der Neisse-Ebene eine besondere Bedeutung erhalten. Hier wurden viele Gefäßscherben gefunden, die zum größten Teile der Zerstörung anheimfielen. Der Ort

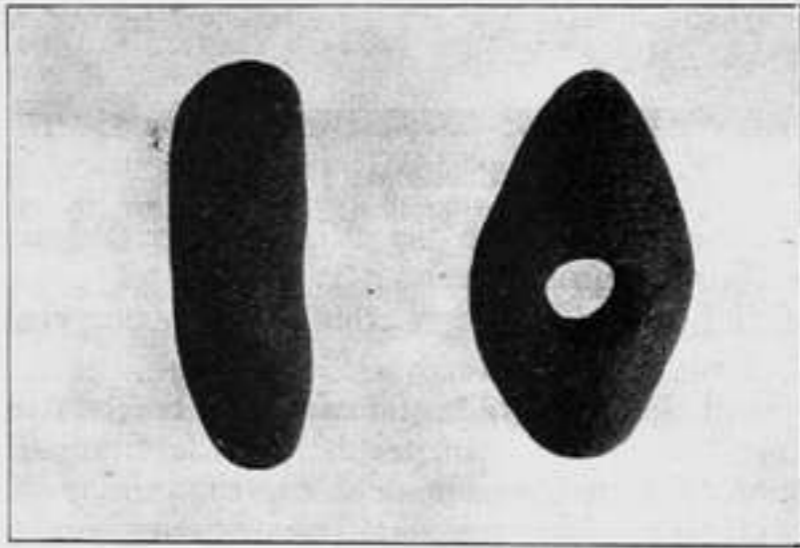
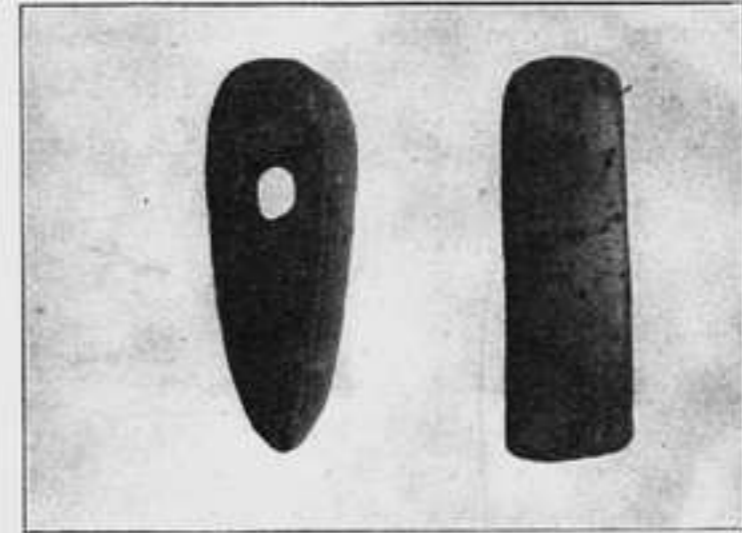


Abbildung 3

ist derselbe, der in mehreren Fundstücken Werkzeuge der alten Steinzeit bewahrt zu haben scheint, in dessen Nähe auch der Römerringfund des Jahres 1922 gemacht worden ist. Ebenso ist auf einem Hügel bei Weidenau aufmerksam zu machen, Kleinkrosse, wo nach der Aussage noch jetzt lebender Zeugen ein größerer Urnenfund zu Tage gefördert wurde, der nicht mehr festzustellen ist. Der Fundort aber ist gerade jener Platz, auf den die ältesten historischen Quellen als ersten Siedlungsplatz in geschichtlicher Zeit verweisen. Der im Flußschotter des Weidenbaches gemachte Fund, Steinhammer Neusteinzeit, siehe Abb. Nr. 3 Tabelle Nr. 12, wurde von uns als aus den oberen Talgegenden vom Fluß mitgeführt angesehen, weil in der Nähe von Gurschdorf ein größeres Fundfeld liegt, das als Ausgangspunkt in Betracht kam. Es ist nun sehr erfreulich, daß die Schamottefabrik Weidenau, die in ihrem Tagbau ungeheure Erdbewegungen durchführt, nun unter der Aufsicht des Herrn Prokuristen Moch (ehem. D. und langjähriges M. des OSB. Weidenau) und des Herrn Ing. Kiegler, planmäßige Forschungen ermöglicht, da alle von den Arbeitern gemachten Funde mineralogischer Seltenheiten und solche von frühgeschichtlichem Werte in einem kleinen Museum vereinigt werden und der fachmännischen Untersuchung zur Verfügung stehen. Segsdorf hat in der Sammlung Dr. Binder Fundstücke aufzuweisen, eine Art ist im Museum Freivaldau. Sogar im gebirgigen Teil des Landes sind in der letzten Zeit Funde gemacht worden so im Bielethal, das gegen Norden geöffnet, mit seinem eher rauhen Klima für einen Verkehr oder gar für eine Besiedlung in vorgeschichtlicher Zeit bisher nicht in Betracht kam. Dasselbe gilt von der hochgelegenen Gegend Freudenthal—Würbenthal, die allerdings mit dem Kesselstück aus der Völkerwanderungszeit (Museum Trop-pau), bezeichnet als „Henkelstück eines skythischen Bronzekeßels, Bemisch 500 bis 600 n. Chr.“, schon einen interessanten Fund aufzuweisen hatte. Das Mu-

seum Freudenthal bietet nun aber mehrere Gegenstände, die der jüngeren Steinzeit angehören; dazu kommt noch ein sehr wichtiger Fund, den Baurat Ing. Gustav Stumpf selbst bei Würbenthal gemacht hat. Die Häufigkeit der Funde in den weit ins Gebirge hineinreichenden Tälern im Norden und Westen des Altvaters bewog uns, auch im Süden Nachschau zu halten und etwaigen Funden in den Bergtälern, die von Mähr.-Schönberg nördlich dem Gebirge zu verlaufen, durch Umfragen nachzugehen. Bekannt waren Funde aus der Umgebung von Olmütz (Museum Freivaldau, Wilibald Müller, D. und vM. des Zweiges Olmütz) die leider ohne näheren Angaben der Fundstellen in den Besitz des Museums gekommen sind. Herr Ing. Gustav Stumpf hat sie einer



Segsdorfer Art

näheren Untersuchung unterzogen und bestimmt (bis auf eine gelochte Halbkugel aus Eisen) und dabei ein Stück, das fälschlich als Bruchstück der Aschenurne eines Brandgrabes bezeichnet war, als frühmittelalterliches, wahrscheinlich slavisches Vorratsgefäß aus graphithaltigem Lehm erkannt. Im Schul-Lehrbuch für Geschichte, Geographie und Bürgerkunde Prof. Treigler VIII ist auch der Ort Stettenhofen bei Zöptau als Fundort genannt und auf der Suche nach weiterem Material macht nun Ing. Gustav Stumpf die Mitteilung, daß Herr Ministerialrat Dr. Karl Berger-Brünn von einem Steinhammer weiß, der im Besitze Dr. Fialas, Bezirksarztes und Sanitätsrates i. R. in Mähr.-Schönberg ist. Als Fundort wird Wiesenberg angeführt. Auf eine Anfrage hin, meldet Dr. Fiala, daß es sich um einen neusteinzeitlichen Schaber handelt, der vor dem Kriege gefunden wurde und im Besitze des Herrn Dr. Weißengruber war. Außerdem liegt ein dritter Fund aus dem Tektale vor, der im Museum Mähr.-Schönberg (Leiter Prokurist Harrer, vM. des OSB.) aufbewahrt wird. Die äußersten Fundstellen im Süden und Norden des Altvaterkammes berühren sich also auf die Entfernung von etwa 17 Kilometer Luftlinie d. i. fünf Wegstunden. Bei der Bestimmung der Funde von Aldersdorf Prof. Martin Jahn, Breslau, des Fundes von Freivaldau und des in Weidenau zu Stande gebrachten neusteinzeitlichen Hammers, Dr. Friedrich Raschke, Ratibor, und Dr. Kurz, Beuthen, ergab sich auch, daß sowohl die donauländische als auch die nordische Kultur vertreten ist. Trotzdem wäre es wohl verfrüht, schon eine vorgeschichtliche Ueberquerung des Roten Bergpasses anzunehmen (1011 Meter), eher käme jener Uebergang in Frage, der dem Altvaterstoß ausweicht und die Bruchlinie zwischen ihm und dem niederen Gesenke benützt. Doch wäre es unangebracht, voreilige Schlüsse zu ziehen, es soll lediglich die Aufmerksamkeit der Sammler, Heimatforscher und Fachleute auf diese Gebiete gelenkt werden.

Fundübersicht des nordwestlichen Schlesiens

Baumeister Ernst Hetsch, Friedeberg

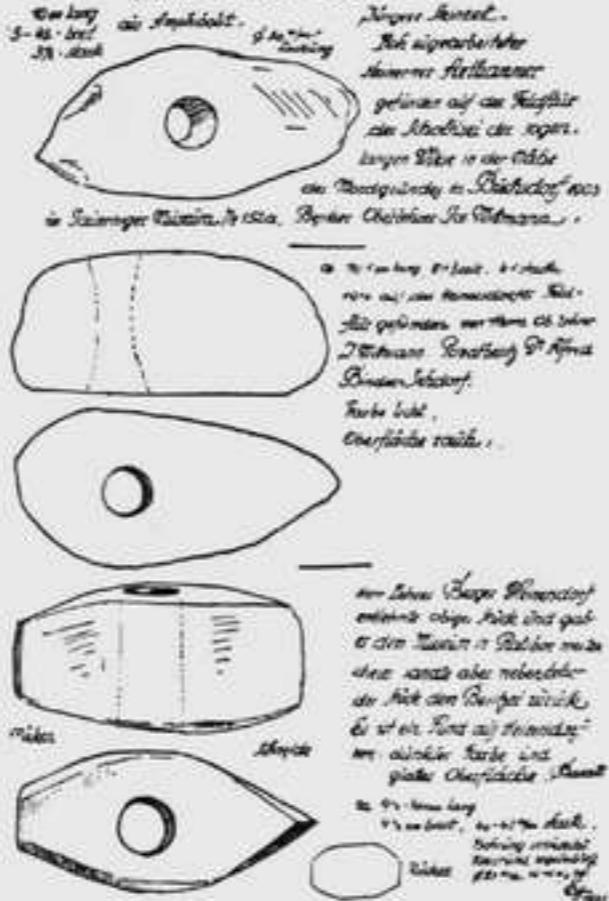
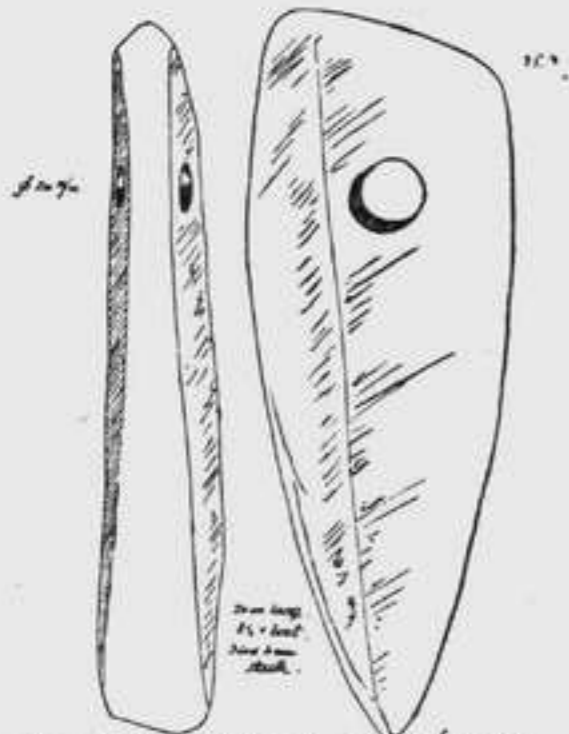
Der Verfasser, Ostv. des Zweiges S. G. B., Friedeberg, hat in seinem Hefchen, das „Friedeberger Ländchen“, sudetendeutsche Heimatgaue, Flugschriftenreihe der Heimatbildung E. Lehmann, Heft 38, S. 4 und 5, schon vor Jahren eine kurze Uebersicht gegeben, die er nun näher ausführt. Auch A. Drechsler hat in ihrem Werke Altwaterland I. und II., Verl. Friedr. Grosse, Olmütz, den vorgeschichtlichen Funden eine Seite gewidmet, allerdings nur die Fundorte ohne Beschreibung und Angabe näherer Fundumstände erwähnt. Die Karte (Karger-Stumpf) im schles. Landesmuseum Troppau und die Museumsanzeigen dieser Anstalt bilden einen Ueberblick über das Fundmaterial, das aber durch die Tätigkeit privater Heimatforschung besonders in den letzten Jahren stark angewachsen ist.

Tabelle Nr. 1

Tabelle Nr. 4, 6, 19

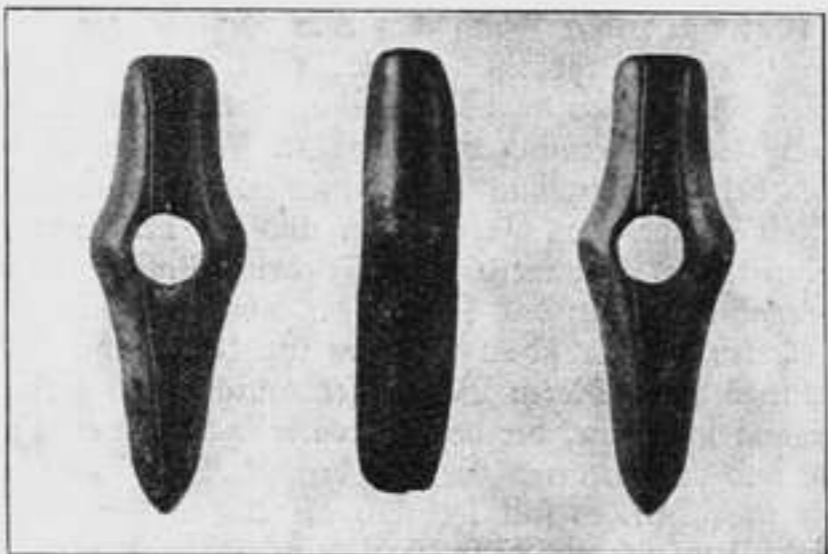
Funde aus der Steinzeit im Friedeberger Bezirk.

Funde aus der Steinzeit.

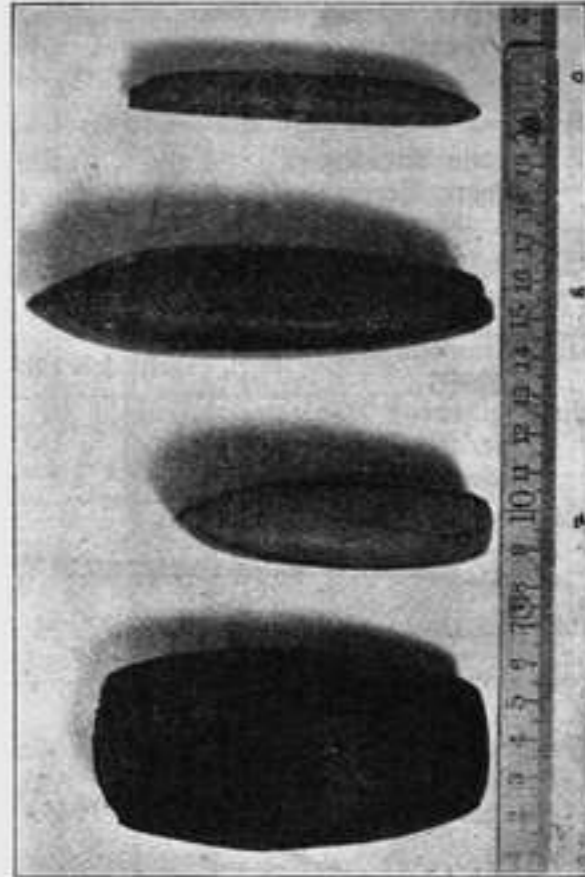
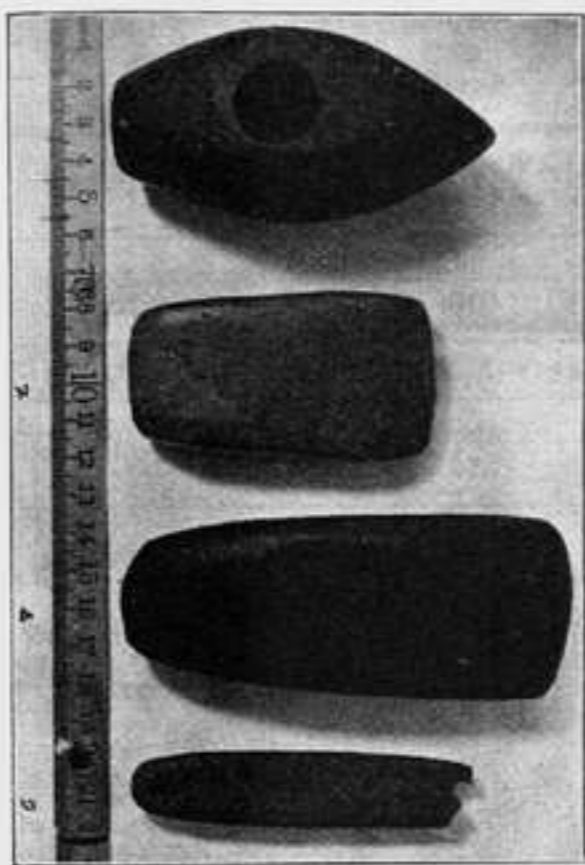


Steinerne Pfeilspitze, die jüngere kommt aus Gersdorf. Gefunden 1900 in der Nähe der alten Mauer auf der Höhe, welche die Kirche auf dem linken Seite bildet. Sie ist im Friedeberger Museum, Bismarck-Str. 10, aufbewahrt.

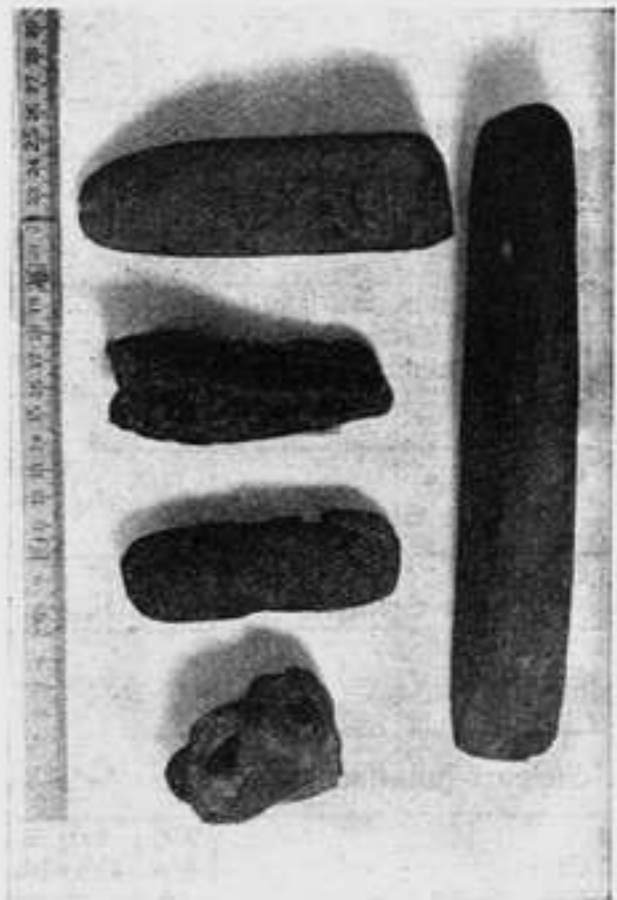
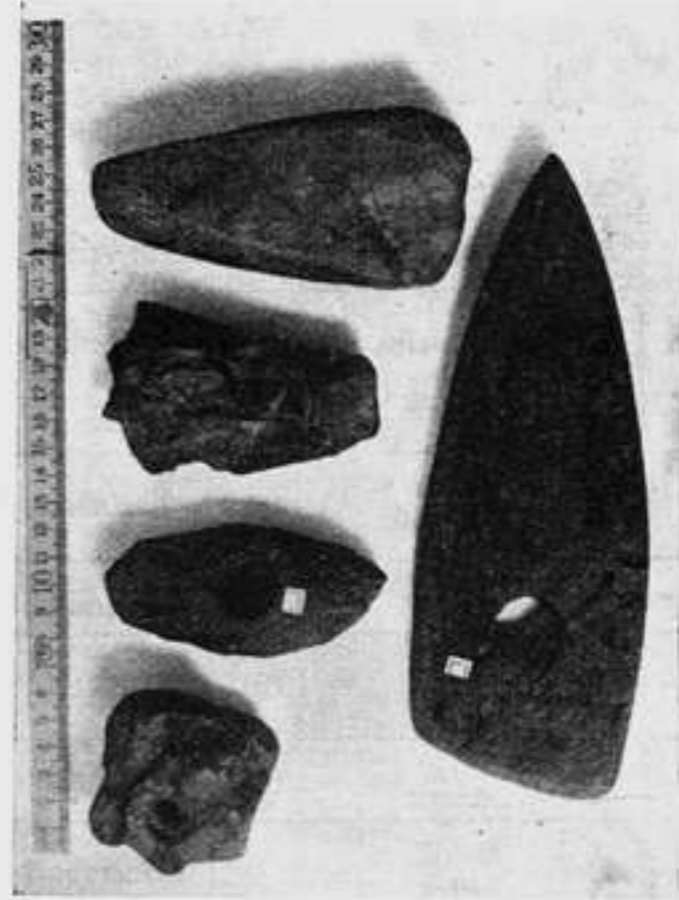
Ein Stein (Bogen Pfeilspitze) enthält oben, links und ganz in der Mitte 3 Ritzlöcher, welche nach oben aber nach unten hin die Richtung der Ritzlöcher sind. Es ist ein Stein aus Gersdorf im Friedeberger Bezirk und ganz oberhalb der Kirche.



Siehe Tab. 14



Siehe Tab. 19, 7, 8, 9



Siehe Tab. 1, 18, 4

Tabellarisches Verzeichnis der Funde aus der Steinzeit

Nr.	Gegenstand	lang cm	breit cm	stark cm	Bohrung	Ø mm	Gestein und Gewicht	heimisch	Fund-	
									jahr	ort
1	Steinerne Arbeitsart (jüngere Steinzeit)	24	8 1/2	3 4		26	Amphibolit 1310 g		1910	Barzdorf
2	Steinart geschliffen (jüngere Steinzeit)	12·3	5	3		22·5	Urtonschiefer 310 g	—	1905	Barzdorf
3	Althammer mit abgerundetem Nadeneinde	12·6	4·8	3·7		22	Serpentin 348 g	—	—	Barzdorf
4	Roh zugearbeiteter steinerne Althammer (jüngere Steinzeit)	10	5 4 1/2	3 1/2		20	Amphibolit 240 g		1903	Buchsdorf
5	Steinhammer (jüngere Steinzeit)	—	—	—	—	—	—	—	1905	Ober- Hermsdorf
6	Steinhammer	10·5	5 1/2	4 1/2		—	—	—	1914	Heinersdorf
7	Flachbeil breitrückiges (jüngere Steinzeit)	8	3 1/2 4 1/2	2 1/2	—	—	Franken- steiner Serpentin 160 g	—	vor 1914	Gurschdorf
8	Steinbeil	12	4·8	2 1/2	—	—	Diabas 290 g	—	vor 1914	Gurschdorf
9	Armschutzplatte für Bogen- schützen mit Schnur- löchern	9	2	1		5	Sandstein 375 g	—	vor 1914	—
10	1 Steinkugel	ca. 4 cm Ø			—	—	Serpentin	—	vor 1914	Gurschdorf
11	Steinart (jüngere Steinz.)	16·7	5·8	4·9		21	891 g	—	—	Sehdorf
12	Steinhammer	10 1/2	6	3		20	293 g	—	—	Weidenau
13	Flacher Stein mit künst- licher Vertiefung Belegewicht, Keule?	17	14	4 6		20 bis 30	Sandstein	—	—	Weidenau
14	Streitart	16·7	5	3 1/2		22	Serpentin 284 g	—	—	Jungferndorf
15	1/2 Steinart (jüngere Steinzeit)	7·8	3 1/2	3·5 4·4		22	Gabbro Amphibolit		1895	Adelsdorf
16	Steinbeil (jüngere Steinzeit)	—	—	—	—	—	—	—	—	Or.-Kunzendorf Strachwitztal
17	Steinart	—	—	—	—	—	—	—	1915	Barzdorf
18	Steinart (ungelocht)	—	—	—	—	—	625 g Quarzit	—	1928	Barzdorf
19	Steinart	9 1/4 bis 10	4 1/2	4 4·8	—	21	Basalt 340 g	—	—	Heinersdorf

3. L. Bezeichnung und Einreihung: BR. Ing. Gustav Stumpf. — Gesteinsbestimmung: Ing. Bruno Krall.

im nordwestlichen Schlesien, polit. Bezirk Freiwaldau.

Beitere Angaben	Finder	Besitzer	Museum	Leihgabe	Eigentum	Nr.
Hohe Seite, oberhalb der Kirche in der Nähe der alten Schanze auf der Wolfswirtschaft	Obl. i. R. J. Mittmann Wildschütz	Jauernig	Jauernig		—	153
Im Hofe der Zuckerfabrik beim Grundauschachten	Obl. i. R. J. Mittmann Wildschütz	Schlesisches Landes-Museum Troppau	—		—	J.-Nr. P 1292 c
—	—	—	—	—	—	J.-Nr. P 1037
Auf der Feldflur der Scholtisei, der sog. „langen Wiese“ in der Nähe des Nordgrundes	Obl. i. R. J. Mittmann Wildschütz	Jauernig	Jauernig		—	152 a
Auf der Feldflur der landwirt- schaftlichen Mittelschule	Obl. i. R. J. Mittmann Wildschütz	Jauernig?	—	—	—	—
Heinersdorfer Feldflur, grau lichte Farbe, rauhe Oberfläche.	Obl. i. R. J. Mittmann Wildschütz	Dr. Alfred Binder Sehdorf	—	—	—	—
Auf der Altmannwirtschaft, licht grau grüne Farbe, sehr feines Korn, fast dicht erscheinend des- halb Bestimmung unsicher, ent- hält fein eingesprengt Erzteilchen, demnach naheliegend „Franken- steiner Serpentin“ die dort Chrom- und Nidelerzführend sind	—	Dr. Alfred Binder Sehdorf	—	—	—	—
Unterhalb der Altmannwirtschaft, dunkel grünlichschwarz, sichtbar feine weiße und grüne Mineralkörner, demnach „Diabas“ glatte Oberfläche	—	Dr. Alfred Binder Sehdorf	—	—	—	—
Man hielt den Stein für einen Spinnbestandteil, er war ganz, der Finder schlug ein Ende ab, um zu sehen was für Steinmaterial es sei. Ende der jüngeren Stein- zeit, Sandstein mergelartig, braun- grau glatt	—	Dr. Alfred Binder Sehdorf	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—
Im Sehdorfer Bache	—	—	Freiwaldau	—	—	—
Wahrscheinlich im Flußgeschiebe von Gurschdorf dorthin gelangt	Dr. Franz Veschele Freiwaldau	—	Weidenau	—	—	—
Von Herrn Hofrichter auf seinem gegen Johannsburg zu gelegenen Felde gefunden, Sandstein	—	—	Weidenau	—		183/1
—	Familie Sauer, Jungferndorf	—	—	—	—	—
Auf der Wirtschaft des Herrn Hauke im Mündungswinkel der Diela und Rauschbach	—	—	—	—	—	—
siehe: A. Drechsler, Altvaterland II. Teil, Nr. 105	Bildhauer Schwathe	—	Naturhist. Mus. Wien	—	—	28217
Kreuzwinklers Sandgrube, Obl. i. R. Mittmann versuchte das Stück zu erwerben. Heute nicht mehr feststellbar	Schulkind	—	Schule Barzdorf	—	—	—
Auf der hohen Seite, Kapswirt- schaft unter einer Steinplatte: 1/2 x 2 m	Schüler Olbrich	Schule Barzdorf	Museum Friedeberg		—	—
Wurde an Stelle des v. Dr. Binder entliehenen Stückes Nr. 6 vom Museum Ratibor erteillich zuge- stellt?	—	Dr. Alfred Binder Sehdorf	—	—	—	—

Sichel aus der Steinzeit in Friedberger Bezirk.



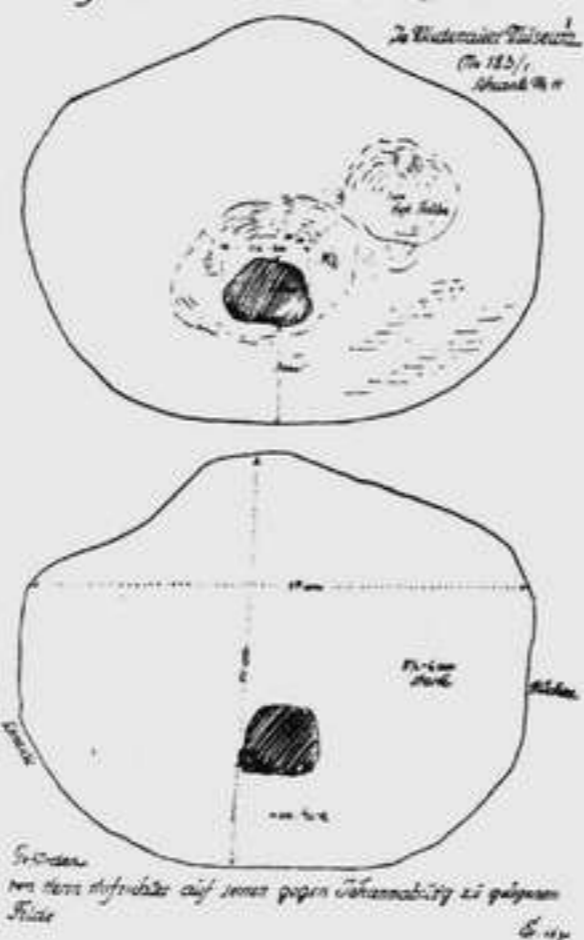
Die Sichel besteht aus einem Stein, der in der Mitte ein Loch hat. Sie ist aus der Steinzeit und wurde in Friedberg bei Friedberg gefunden. Sie ist ein gutes Werkzeug für die Jagd.



Beitragliches Sichel
aus jüngeren Steinzeit.
- ist ganz aus Stein, flach.
- hat ein Loch in der Mitte.
- ist ein gutes Werkzeug für die Jagd.
- wurde in Friedberg bei Friedberg gefunden.

Sichel aus Steinzeit
aus der Steinzeit.
- ist ein gutes Werkzeug für die Jagd.
- wurde in Friedberg bei Friedberg gefunden.

Steinzeitliche Sichel in Friedberger Bezirk.



Die Sichel besteht aus einem Stein, der in der Mitte ein Loch hat. Sie ist aus der Steinzeit und wurde in Friedberg bei Friedberg gefunden. Sie ist ein gutes Werkzeug für die Jagd.

Fundbericht: In einer 10 Meter langen, 4 Meter breiten, 4 Meter hohen Höhle in den Sehdorfer Kalkbrüchen fand man das Skelett eines vorweltlichen Kindes des *Homo primigenius*, gut erhalten in der Größe eines ausgewachsenen starken Kindes 1890. (Deutsche Post, März 1927).

Bronzefunde von Gurschdorf bei Friedeberg

Fundstelle nächst Friedeberg am Eingang zu Gurschdorf auf Parzelle 249 bei den Resten eines alten Wartturmes, der ebensogut Wegschloß wie Vorwerk der Burg Friedeberg gewesen sein könnte am Wege zum Gläser Kessel.

Siehe „Friedeberger Ländchen“ von E. Hetsfleisch Seite 6, 7, 8.

Besitzer derzeit: Prähistorische Sammlung des Naturhistorischen Museums in Wien seit dem Jahre 1888-89. (1889 inventarisiert, wahrscheinlich 1888 erworben), geschenkt von R. Kulka, der sie für 5 Gulden gekauft hatte.

Fundverzeichnis und Beschreibung von der Direktion dieses Museums vom 10. Dezember 1924 mit Maßangabe und Zeichnung von Dr. Ed. Benninger:

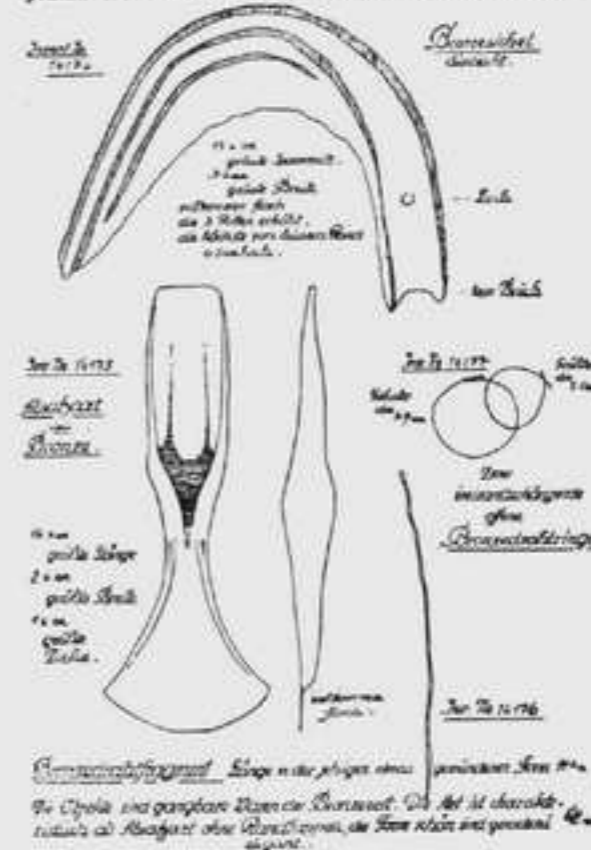
1. Inv. Nr. 14.174: Bronzesichel, durchlocht, größte Spannweite 13.0 Zentimeter, größte Breite 3.4 Zentimeter, vollkommen flach, die 3 Rippen erhöht, die höchste am äußeren Rande 0.5 Zentimeter hoch.

2. Inv. Nr. 14.175: Absatzart aus Bronze. Diese ist charakteristisch als Absatzart ohne Randlappen. Die Form ist eine schöne und geradezu elegante. Größte Länge 14.7 Zentimeter, größte Breite 2.6 Zentimeter, größte Dicke 1.6 Zentimeter.

3. Inv. Nr. 14.176: Bronzedrahtfragment. Länge in der jetzigen etwas gewundenen Form 11.2 Zentimeter.

Bronzefunde von Gurschdorf bei Friedeberg - Abb. 11.

Die Abbildung zeigt die Bronzefunde von Gurschdorf bei Friedeberg. Sie sind in drei Gruppen unterteilt: 1. Die Sichel (Inv. Nr. 14.174), 2. Die Absatzart (Inv. Nr. 14.175), 3. Das Bronzedrahtfragment (Inv. Nr. 14.176).



4. Inv. Nr. 14.177: Zwei Bronzedrahtringe, offen ineinanderhängend, größter Durchmesser 2.5 und 2.7 Zentimeter.

Die Gegenstände sind laut Mitteilung des Museums gangbare Objekte, keineswegs besondere oder typologisch interessante Waren der Bronzezeit. Siehe Blatt mit Zeichnungen des Wiener Museums. — Eine zweite Sichel verarbeitete ein Gurschdorfer Drechsler. 1900 fand man einen einfachen Siegelring aus Bronze mit leerer Platte.

Erwähnung der Funde in:

„Die österr.-ungarische Monarchie in Wort und Bild.“ Mähren und Schlesien. Vorgeschichte Schlesiens von Richard Kulka und Alexander Makowsky. S. 523. — Vermutlich ungarische Importware der jüngeren Bronzezeit ist in dem kleinen Depotfunde von Gurschdorf bei Friedeberg zu erblicken. (Sichel, Palstab mit dünnen Seitenleisten, zwei Hohlcelte und eine Fingerspirale.)

Altwater, Mai 1887, S. 85. „Interessanter Fund“. Auf dem Besitz der Bauernwirtschaft Nr. 209 Josef Brettschneider. 2 Gegenstände aus purem Kupfer (wahrscheinlich keltisch) a) Eine Art Meißel mit stahlharter 5.5 Zentimeter breiter Schneide, 15 Zentimeter lang; b) Ein sichelförmiges Instrument, an der konvexen Seite bedeutend stärker als eine gewöhnliche Sichel.

23 Zentimeter beträgt der äußere Umfang, 17,5 Zentimeter der innere Umfang dieses Stückes. Zwischen 1—3,5 Zentimeter variiert die Breite. Auf der einen Seite befinden sich rippenförmige Erhöhungen während die andere Seite ganz glatt ist. Beide Gegenstände sind stark mit Grünspan überzogen, und wiegen zusammen 36 Dekagramm.

Altwater, 5. Jg. August 1887 Nr. 8. „Ueber den Gurschdorfer Fund“ von Dr. Fr. Kupido. Der angebliche Meißel ist ein keltischer Streitkeil mit flachen Schafklappen. Die Fundstücke sind aus Bronze nicht aus Kupfer, was man für Grünspan hält ist Patina. Die Funde aus der Bronzezeit werden den Bojern zugeschrieben 5. oder 4. Jahrhundert v. Chr. Vieles mag noch die Erde bergen, was ein Licht auf diese alten Völkerschaften zu werfen geeignet wäre.

Altwater, 6. Jg. 1888 Nr. 3 Ste. 46. „Gurschdorfer Bronze-fund“ von Richard Kulka. Die gefundenen Sachen befinden sich nun im Besitze des naturhistorischen Hofmuseums in Wien. Die Sichel hat eine allgemeine Form in welcher Gestalt sie in der Bronzezeit in ganz Europa, selbst in Aegypten, zumindest in ganz Deutschland auftritt. — Die Bronzeart hat außerordentliche Ähnlichkeit mit ungarischen Funden, so daß man annehmen kann, daß der ganze Fund durch Erhandlung aus Ungarn zu uns gelangte. Ich halte dafür, daß er aus dem obern Waagtales, dem großen Bronzezentrum des nördlichen Ungarn, durch den Jablunkauer-Paß, der alten Pforte Schlesiens, einen Eingang fand. Wann dies gewesen sein mag, läßt sich nur mit großer Kühnheit aussprechen, doch dürfte das 2.—3. Jahrhundert v. Chr. einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Im Anzeigen des Schles. Landesmuseums Troppau, 1. Jg., Heft 1—2, 1922, S. 14 erwähnt. Als kleiner Depotfund von Kulka der jüngeren Bronzezeit zugewiesen.

Im äußersten Nordwesten des Landes, in Barzdorf, ein römischer Münzenfund, bestehend aus einem Marc Aurel, einem Gordianus Africanus und einem Konstantinus. Dieser Fund deutet auf „einen peripher gelegenen Handelsweg aus der Römerzeit“. (Siehe Anzeigen des Schles. Landesmuseums Troppau 1. Jg. 1—2. Heft, 1922, S. 30.) Die Münzen sind Privatbesitz des Baum. Ing. Herbert Utner, Jauernig.

Sandberg bei Jauernig. 2 Spinnwirtel hievon einer mit horizontalen Rillen und Punkten verziert.

Schanze in Dorf Jauernig unweit der Kirche. Rost aus Eisen. Vgl. Bild Nr. 2 links neben der Urne.

Schanze in Friedeberg, Scherbenfunde, Feuersteinschaber, Pfeilspitzen und Sichel.

Burg Friedeberg. Pfeilspitzen, Kürasse, Reitergrab mit Urnen.

Schwedeneisen. Friedeberg, Gurschdorf, Seddorf, Niesnersberg.

Die Liste wird ergänzt: Bernsteinperle, roh, bearbeitet, gelocht, Durchmesser etwa 1,5 Zentimeter, Museum Thomasdorf. Bestimmt von Ing. G. Stumpf: vermutlich jüngere Steinzeit. Notwendig sind als Belege weitere Funde in der Nähe des Ortes, der allerdings wiederum mit jenem bekannten Fundplatz bei Buchsdorf, Barzdorf zusammenzuhängen scheint.

Steinhammer Weidenau, Museum Freinwaldau, Tabelle Nr. 12 gewinnt selbständige Bedeutung, wenn die Funde Ing. Kiegler als der Alt- und Neu-steinzeit zugehörig sichergestellt sind.

Urnenfund Kleinkrosse, nicht mehr feststellbar.

Walzenbeil Großkunzendorf Tabelle Nr. 16. Dieser Fund erscheint in der

Literatur in 3 verschiedenen Hinweisen unter Kunzendorf, Strachwitztal, Stachlowitz bei Weidenau. Durch Vermittlung des H. Dir. Zelenka war es möglich, mit dem Jünger Bildhauer Schwatke-Wien Verbindung zu bekommen, wodurch diese Klarstellung ermöglicht wurde. Siehe Bild 4, Bestimmung des naturhist. Museums Wien: Walzenbeil aus grünlich-grauem, körnigem Am-

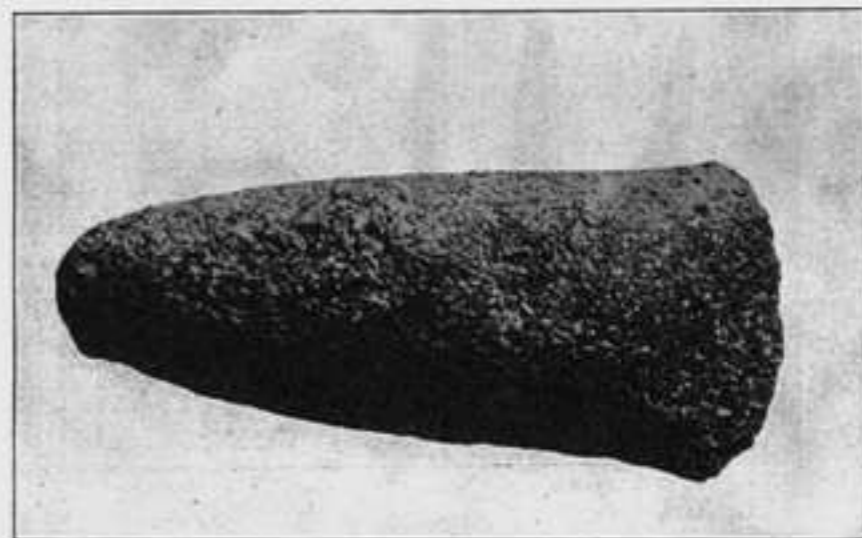


Abbildung 4

phibolit mit breiter, zungenförmiger, gut gekanteter Schneide und schmalen, abgerundetem Nacken. Lang 87 Millimeter, br. an der Schneide 38 Millimeter, h. in der Mitte 27 Millimeter.

Bielethal, Steinhammer Freinwaldau, siehe Abb. Nr. 5, gefunden bei der Grundaushebung anlässlich des Baues des Hauses Nr. 11 Dorf Freinwaldau. Nach der Schilderung des noch lebenden Besitzers stieß man in größere Tiefe auf

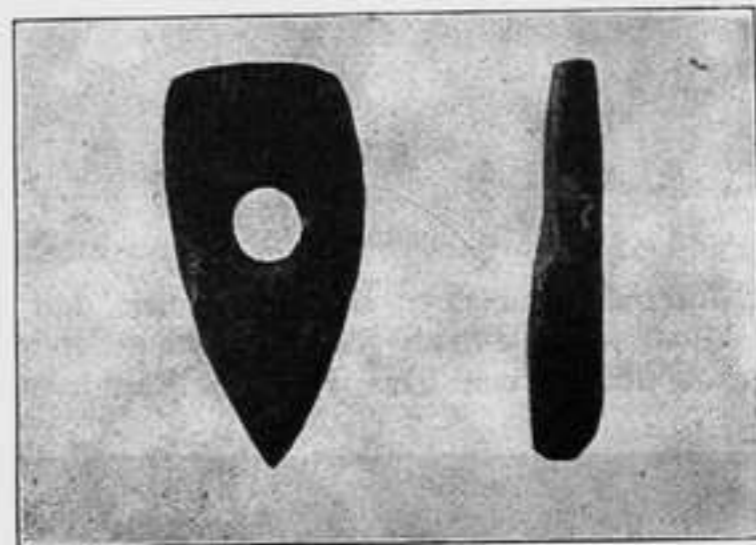


Abbildung 5

eine sehr starke Mauer, außerhalb derselben lag die Steinart, seit 1928 Museum Freinwaldau. Wegen der flachen Form, welche die Art für den Gebrauch als ungeeignet erscheinen ließ, hielt ich das Stück für zweifelhaft, besonders auch wegen des isolierten Fundortes und gab es deshalb noch nicht in die Literatur. Erst als Oktober 1930 Herr Fachlehrer Uwira das Bruchstück des Hammers aus Adelsdorf zur Ansicht vorlegte, hielt ich den Freinwaldauer Fund für gesichert. Aufgefallen war mir, daß die Fundstelle im Mündungsgebiete der Staritz in die Biele lag, unweit des mittelalterlichen Wasserschlosses. Untergrund Felsen. Beim Adelsdorfer Stück vermutet: ich sofort als Fundstelle das Mündungs-

gebiet der Kauschbach in die Biele, was sich auch bestätigte. Interessant ist, daß dieses Stück etwa 35 Jahre lang als Kinderspielzeug in der Familie des Finders Verwendung gefunden hat, wie auch die Jungferndorfer schöne Serpetin-

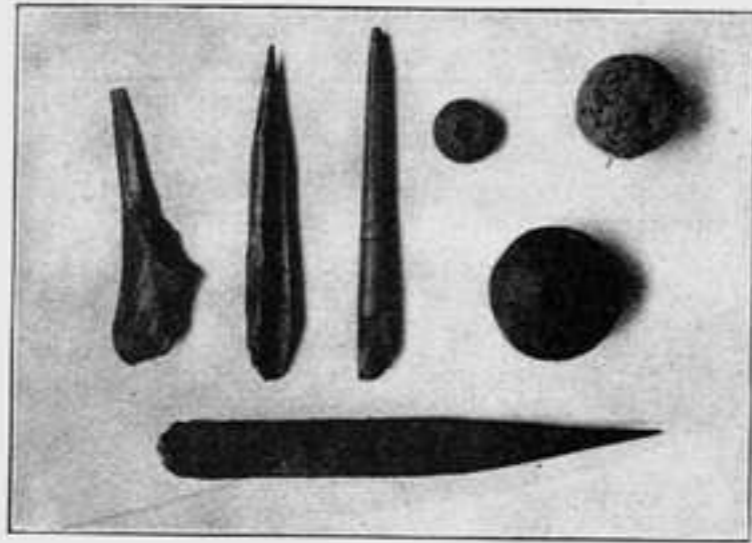


Abbildung 6

Streitart mit eingeritzten Verzierungen schon viele Jahre in der Familie Sauer aufbewahrt worden ist. Herr Fachlehrer Nitsche schickte das Bruchstück des Adelsdorfer Hammers an Prof. Martin Jahn, der es bestimmte, etwa 3000 v.

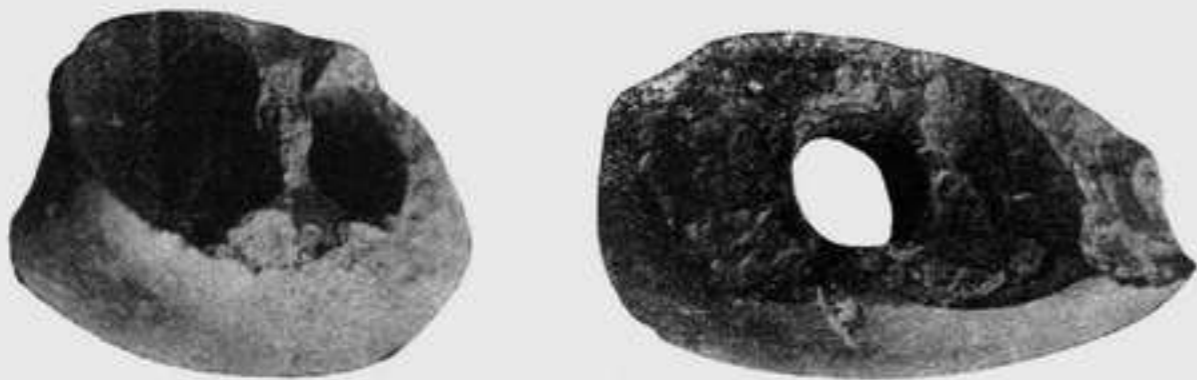


Abbildung 7

Ehr. heimisches Material. Fachlehrer Uwira sammelt nun mit Fleiß weitere Funde im Bielethal und stellt sie nach genauen Studien systematisch zusammen. Das Freivaldauer Stück ist von Dr. Friedrich Raschke und Dr. Kurz als

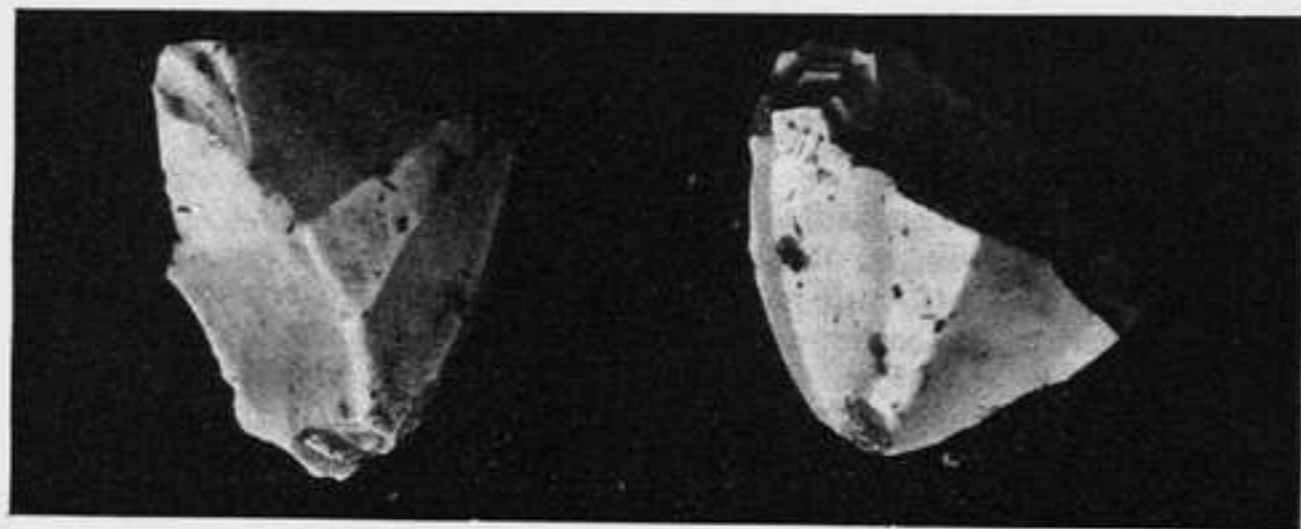


Abbildung 8

neusteinzeitlicher Hammer festgestellt. Ursprünglich ein größeres Werkzeug ist er zersplittert, die Bruchstelle wurde poliert und die Art wieder benützt. Daher die seltsame flache Gestalt des Werkzeuges.

Meißel, Pfriemen, Spinnwirtel jüngere Steinzeit, Finder und Herkunft unbekannt, Museum Freivaldau, siehe Abb. Nr. 6.

Freudenthal, stark beschädigter Steinhammer, jüngere Steinzeit, städtisches Museum in Freudenthal, siehe Abb. Nr. 7, Fundort Acker südlich der Köhlerberg-Kirche, schlesisch Rosendorf. Bestimmung Ing. Gustav Stumpf.

Steinkern aus Feuerstein, vermutlich jüngere Steinzeit, städtisches Museum in Freudenthal, Fundort Steinrücke bei Lichterwerden, Bestimmung Ing. Gustav Stumpf. Siehe Abb. Nr. 8.

Würbenthal steinerner Bohrkern, jüngere Steinzeit, Leihgabe Museum Freivaldau, gefunden 1928 von Ing. Gustav Stumpf am Weg zum Steinbruch südwestlich der Schießstätte, es kann die Vermutung einer örtlichen Erzeugungstätte an den Fund geknüpft werden, Bestimmung Ingenieur Gustav Stumpf.

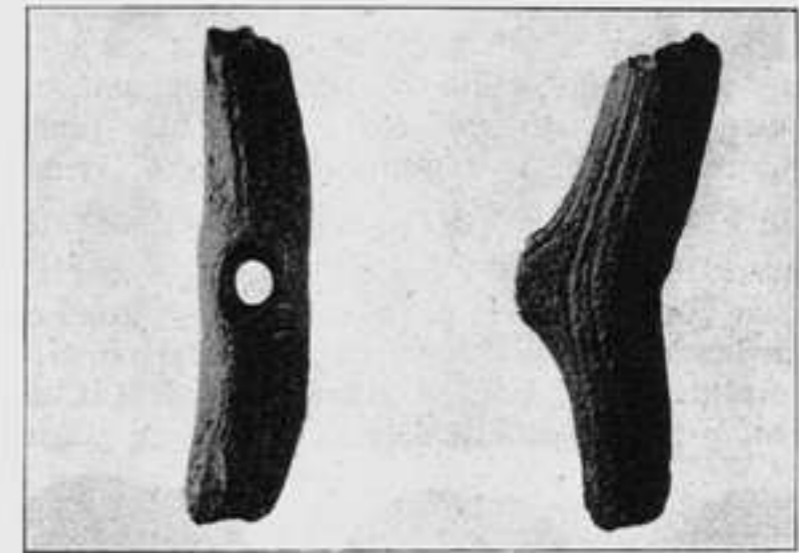


Abbildung 10

Zesttal neusteinzeitlicher Schaber, gefunden vor dem Krieg beim Bau der Wasserleitung in Wiesenberg, Dr. Weißengruber, von Bezirksarzt, Sanitätsrat Dr. Fiala zum Zwecke der Bestimmung über Herrn Ministerialrat Dr. Berger, Prof. Schirmeisen, Brünn übergeben.

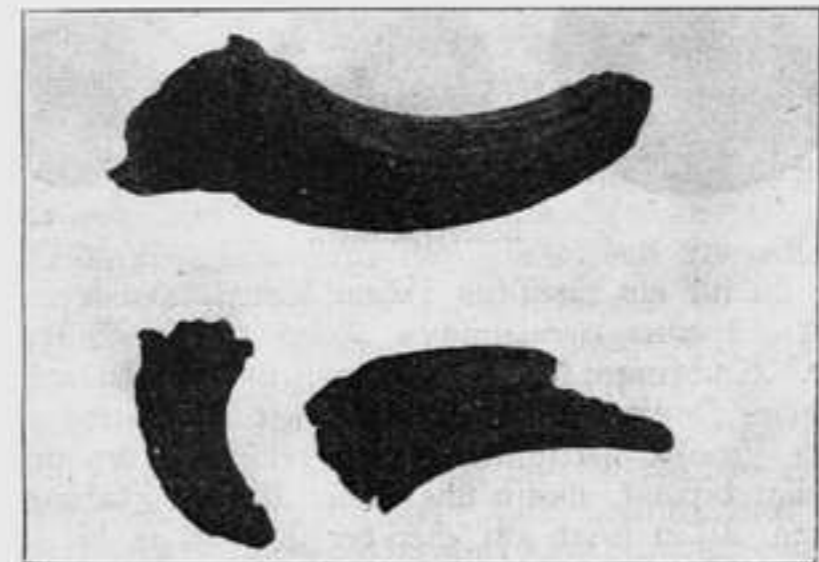


Abbildung 11

Geschliffener Steinhammer, Museum Mährisch-Schönberg, gefunden im Schwemmland der Teß in Baucke, vor etwa drei Jahren.

Aus der Gegend von Olmütz: Hammer aus Hirschhorn, gelocht, mit un-geglätteten Schlagflächen an beiden Enden, aus dem Besitze Willibald Müller, Museum Freivaldau, ohne nähere Bestimmung. (S. Abb. Nr. 10.)

Stirnzapfen von Wiederläuern, aus dem Besitze W. Müller, Museum Freivaldau. (S. Abb. Nr. 11.)

Bronze-Zeit.

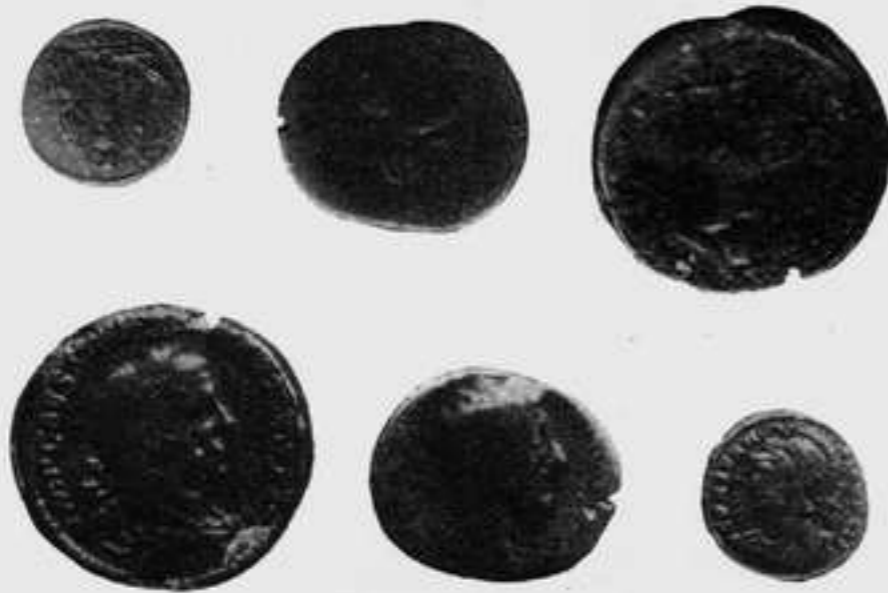
Dieser Abschnitt der Frühgeschichte ist spärlich vertreten. Für die Gegend von Neustadt hat das Heft des Oberschlesier mit der Arbeit Maruschke eine schöne Bereicherung der Funde mit guten Karten der einzelnen Fundgebiete für alle Epochen zusammengestellt. Dort sind auch die bronzezeitlichen Funde verzeichnet. Die schlesischen Funde sind in der Karte Jahn's über Keltenfunde in Schlesien eingetragen. (S. Schles. Jahrbuch 1930/31, S. 76.)

Ferner das große Fundstück Ottmachau 1930. Zu dem schönen Bronzefunde bei Gurschdorf (Wasserburg), den E. Hettfleisch in seiner Zusammenstellung anführt, naturhistorisches Museum Wien, füge ich hinzu: Scherben von Tongefäßen aus Gaubsdorf 1930, A. Drechsler, nach mündlicher Angabe vom Museum Troppau als bronzezeitliche Scherben bestimmt. Herr Fachlehrer J. Nitsche ließ von dem Schüler, in dessen Haus der Fund gemacht wurde, eine Planzeichnung der Fundstelle anfertigen, Museum Freivaldau.

Germanisch-römische Zeit.

Zu dem Römer-Münzenfund, Barzdorf 1922, der in der Literatur bekannt ist, s. Abb., kam im Jahr 1930 ein weiterer, äußerst interessanter Fund hinzu.

Eiserne Wurflanze, Böhmischdorf, von Waldarbeitern des Forstmeister Hohlbaum beim Kulturpflanzen in 45 Zentimeter Tiefe (Walderde über Felsgeröll) ausgegraben. Fundanzeige Altwater Nr. 9, 1930. Ich mußte die Waffe



Römer-Münzen

nach dem ersten Anblick als römisches Pilum deuten. Damit wäre sie etwa als verlorenes Beutestück eines germanischen Kriegers der Völkerwanderzeit aufzufassen gewesen. Nachfragen beim Römermuseum in Klagenfurt, Universität Graz, archäologisches Institut Wien, schienen diese Auffassung zu bestätigen. Da aber immer noch Zweifel herrschten, wurde der Dir. des deutschen Zentralmuseums in Mainz befragt, ebenso wie Prof. Martin Jahn und Prof. Leonhard Franz, Prag. Man neigt jetzt eher der Ansicht zu, die Waffe als fränkisches Unge aufzufassen. Das Stück, das ja in eine große systematische Samm-

lung gehört, ist als Leihgabe dem Troppauer Landesmuseum übergeben worden und trägt vorläufig die Angabe: Unge, aus dem Pilum hervorgegangene germanische (fränkische?) Stoßwaffe, 6.—8. Jahrhundert, gefunden im Göbelbachtale bei Böhmischdorf. Die Ausgrabungen, die bei Mährisch-Neustadt im Gange sind, weisen auf eine Siedlung hin (Quaden). Zu diesen Funden wird die Fachliteratur Stellung nehmen. Dasselbe gilt für die neuen Lautscher Höhlenfunde. (S. Altwater 1930 und Abb. Nr. 14).



Abbildung 14

Mittelalterliche Zeit:

Die vielen Ruinen von Burgen, welche einst die Taleingänge zum Gebirge geschützt haben, und alte Wallburgen sind Fundstätten mittelalterlicher Waffen und Werkzeuge: Ruine Karpenstein, Ruine Reichenstein, deren Ausgrabung unter der Leitung des Rechnungsrates Bruno König, mit Unterstützung des GSB. vor sich ging, ist reich an derartigen Funden, (S. Abb. 15) Ruine Edelstein, Grabungen gleichfalls auf Betreiben und mit Unterstützung des Zweiges Zuckmantel des GSB., Ruine Koberstein, die Funde in der Umgebung dieser Burg, die schon im 13. Jahrhundert zerstört worden sein soll, waren im Besitze des Herrn Locker, Alt-Reihwiesen, gegenwärtig Zuckmantel, sind aber als Andenken in alle Welt gewandert.

Als neueren Fund, der vielleicht mit dieser Burg im Zusammenhange steht, füge ich eine eiserne Streitart hinzu, (S. Abb. Nr. 16) die Herr Oberlehrer Gustav Parg, Reihwiesen, dem Museum Freivaldau übergab, 14. Jahrhund.

Im Besitze des Herrn Forstmeisters Hohlbaum befindet sich eine andere Eisenart, die vielleicht zur Ruine Leuchtenstein gehört und zwei eiserne Werkzeuge, die bisher ohne nähere Bestimmung sind.

Mittelalterliche Funde hat man ferner in der Nähe des Platzes gemacht, wo das Thomasdorfer Schloß gestanden hat und Ausgrabungen an dieser Stelle würden sicherlich die in der Geschichte ganz unbekanntem Schicksale dieses befestigten Platzes aufhellen. Das Museum Thomasdorf bewahrt eine Anzahl Gefäßscherben auf, die Herr Ing. Gustav Stumpf als aus dem 15. Jh. stam-

mend bestimmt hat und sehr viele Schnepferkugeln, die in der Umgebung sehr häufig gefunden und als Schwedenkugeln bezeichnet werden.

U. Drechsler geht in ihrem fleißigen und umfangreichen Werke *Altwaterland I und II*, Verlag Friedrich Grose, Olmütz im Anhang zu ihrer auf durchaus wissenschaftlicher Regesten-Forschung beruhenden Arbeit sogar so weit, daß



Abbildung 15

sie zwei Erinnerungen in Form von Schriftzeichen an die germanische Zeit feststellen möchte. Eine über dem Portal der Kirche in Barzdorf in Stein eingehauene Inschrift deutet sie als Hinweis auf eine alte Gerichtsstätte. Diese Vermutung findet auch in den historischen Belegen des frühen Mittelalters eine gewisse Stütze. Man liest das Wort als rhogo-Grus, das jede Erklärung aus



Abbildung 16

dem Lateinischen unmöglich macht (vgl. Franz Gröger in „Lose Blätter aus meiner Heimat“ o. J. Betty Lise, Freivaldan). Sie deutet es als Wruogo-Gericht, Gerus-Stätte. Außerst interessant und von der Heimatforschung oft behandelt ist der Gausstein bei Gausdorf, der gleichfalls seltsame Inschriften und Abbildungen trägt. Ist auf der Barzdorfer Steinplatte unter den Buchstaben eine zum Schwur erhobene Hand eingemeißelt, so zeigt der ungeheure Gneisblock, der auf der Passhöhe eines alten Ueberganges aus dem Tal der Biele in die Ebene Weidenau liegt, einen Vogel, eine Schlange mit Krönlein und ein größeres undeutbares Tierbild, das angeblich eine Gau darstellt. In

der Inschrift möchte die Verfasserin sogar Runen erblicken, eine Annahme, die sich wohl nicht halten läßt. Unzweifelhaft aber ist, daß wir in diesem Felsen einen alten (frühmittelalterlichen?) Grenzstein zu erblicken haben, der einer näheren Untersuchung wert wäre. Seine Bedeutung in alter Zeit wird wie beim Steinernen Jungen bei Gurschdorf durch mythische Sagen besonders betont, die an ihnen und an der Umgebung haften.

Jedenfalls aber kann das hier zusammengetragene Material den Nachweis erbringen, daß dem Altwatergebiet schon in vorgeschichtlicher Zeit eine höhere Bedeutung zukommt, als ihm die Wissenschaft bisher eingeräumt hat. Von einem bloßen Schweißgebiet wird man zur Annahme eines Verkehrsgebietes übergehen müssen. Der Rand der Ebene vor den letzten Hügeln diente dagegen sicherlich den vorgeschichtlichen Menschen mindestens seit der neusteinzeitlichen Epoche als Wohnplatz, die niederen Vorberge könnten sogar als Stützpunkte erstlich in Betracht kommen, sicher aber muß man feste Wegzüge ansehen, an denen Raststationen lagen, wie solche auch heute noch primitive Länder zeigen. Eine sanfte Kuppe wird mit einer Steinmauer oder einem Gehege eingeschlossen, in dem so gewonnenem Raume nächtigen Menschen und Tiere. Als solche Plätze könnten wir die Schanzanlage bei Barzdorf, Buchsdorf, bei Weidenau, bei Gurschdorf, vielleicht auch die Fundstätten im Mündungsgebiete der Staritz und der Rauschbach in die Biele deuten. (Stützpunkte für die Jagd im Waldland). Die wissenschaftliche Auswertung dieser Uebersicht aber soll fachlichen Untersuchungen vorbehalten sein.

Heimatliebe und Heimatschutz

Von Theodor Siebs

Für das Nationalgefühl und die Vaterlandsliebe ist das Ursprüngliche, Natürliche, Treibende bei den meisten die Liebe zum engsten Heim. Dem weitblickenden, geschichtlich denkenden Menschen wird ja der hohe unmittelbare Wert der Liebe zu einem großen Vaterlande klar sein und sie mag auch weiteren Kreisen des Volkes bis auf einen gewissen Grad anerzogen werden können; aber ihr guter Kern wird zumeist die Liebe zur nächsten Heimat sein, und der einfache Mann wird Staat und Vaterland nicht zum wenigsten deshalb lieben und schätzen, weil sie ihm die Erhaltung der engeren Heimat verbürgen. ~~Indem wir diese einem jeden lieb zu machen und lieb zu erhalten suchen, dienen wir am besten dem nationalen Gedanken, und der Staat tut wohl daran, sich einen möglichst starken Stamm sicherer und liebender Bürger in ihrer engsten Heimat selbst zu erhalten.~~

Die Liebe zur engsten Heimat war wohl von jeher den meisten Menschen und Völkern gegeben, so auch den Germanen. Freilich haben ihre Stämme niemals durch Selbsthaftigkeit oder durch Abschluß gegen fremde Einflüsse geschichtlich ein besonderes Festhalten am Heimatlichen erwiesen. Die Goten sind von den Weichselmündungen, die Wandalen sind von der mittleren Oder, die Langobarden — wie einst die Kimbern und Teutonen — von der unteren Elbe nach Süden gezogen und in den Völkern Südeuropas, besonders Italiens und Spaniens, aufgegangen; die Angeln und Sachsen unseres Nordwestens haben Britannien erobert, die Sueven von der Elbe den deutschen Süden; nur die Friesen und einige fränkisch-hessische Stämme sind seit zwei Jahrtausenden ihrem Heimatboden treu geblieben.

Aber man darf da nicht nur die geschichtlichen Tatsachen reden lassen; Gefühl und Liebe für die Heimat ist doch gerade des deutschen Volkes schönste

Jugend. Von jeher haben ihr die Sänger hohe Worte geweiht. Der älteste deutsche Dichter, Otfried, der Mönch von Weissenburg, der uns sonst lehrhaft die Evangelien in deutschen Versen erzählt, findet den innigen Ton des wahren Dichters, wo er diejenigen beklagt, die fern von der Heimat weilen müssen. Und Walther von der Vogelweide, als er im späten Alter seine Heimat wieder sieht, schaut wie im Traum die Jugend und das Land seiner Kindheit und er klagt in seiner herrlichen letzten Dichtung:

„Wo ich als Kind einst lebte, die Leute und das Land
Sind fremd mir nun, als hätte ich niemals sie gekannt;
Die mir Gespielen waren, sind müde jetzt und alt,
Verheert das grüne Feld und abgeholzt der Wald;
Und wenn der Strom nicht rauschte, wie in alter Zeit,
Mir wär kein Trost geblieben in meinem Schmerz und Leid.“

Das ist der erste Ruf eines deutschen Sängers nach dem Schutze der Heimat. Dieses tiefe Heimatgefühl ist bei Walther nicht an den Besitz von Grund und Boden geknüpft und ist es überhaupt nicht bis auf den heutigen Tag. Manah einer unserer großen Grundbesitzer denkt und fühlt „international“ — so lautet das böſe bei uns modische Wort, das jeder Franzose oder Engländer als Beleidigung empfinden würde; manch ein armer Schlucker jedoch, den sein Geschick in die Fernen eines fremden Weltteils verschlagen hat, sehnt sich im Traum an die lieben Stätten der Heimat zurück und wünscht sich, daß in ihr einst seine Gebeine ruhen möchten.

Woher kommt uns diese Heimatliebe? Wohl mögen physiologische Gründe mitsprechen, indem uns Klima und sonstige Lebensbedingungen unter denen wir erwachsen sind, besonders zusagen. Der Hauptgrund aber ist sicherlich das treue und dankbare Gedenken an die Angehörigen und an die reinen Tage der Kindheit, das uns die Heimat lieben macht — im sittlichen und nationalen Sinne wertvoll; und niemand wird dies Gut ohne Notwendigkeit seinen Kindern dadurch vorenthalten, daß er sie in einer ihnen gleichgültigen un stetigen Fremde erwachsen läßt. Was uns als Kinder umgab und uns lieb war, Ding und Brauch und Wort, alles das wird uns zum Symbol des Heimatlichen, und mit all unseren Sinnen erfaßten wir es und halten es fest unser Leben lang. So duftete es durch das Haus, wenn die Mutter den Geburtstagskuchen buk, so freuten wir uns am Waldgeruch des brennenden Weihnachtsbaumes; so tönte uns die Weise des Volksliedes ins lauschende Ohr; das waren Laut und Tonfall, Wort und Wendung unserer heimatlichen Sprache, und diese Erinnerung und Liebe zur Mundart begleitet uns bis zum Grabe und gibt der Sprache eines jeden von uns — nicht nur den meisten großen Menschen wie Goethe und Schiller, Luther und Bismarck — Eigenart und Kraft: wir gewinnen sie aus dem Heimatboden, wie Antaios aus der Erde, und schade ist es, dem Kinde, einem modischen Internationalismus zuliebe, diese heimatliche Sprache und Sitte im Vaterhause und im Unterricht durch übertriebene Beachtung des Fremden zu verwässern.

Vor allem ist unter den Sinnen das Auge ein treuer Wahrer der Erinnerung, der erfreuenden Eindrücke, der Heimatliebe. Man ist hier besonders leicht versucht, Schlagworte wie „schön“ und „häßlich“ zu gebrauchen. Wir wollen sie möglichst meiden, denn sie sind sehr subjektiv und wandelbar, und mit ihnen gibt man meistens die wissenschaftliche Grundlage seiner Folgerungen ganz auf. Für jeden aber — das dürfen wir der Erfahrung gemäß sagen — ist es ein Gefühl des Behagens, der Freude, der Erhebung, die Natur in ihren reinen Formen und ihren möglichst vollkommenen Lebensuerungen

zu schauen, sei es das Geschöpf, das zu Lande, Luft und Wasser lebt, sei es die große Gebirgslandschaft oder das liebliche Tal, sei es die stille weite Heide oder den rauchenden Wald, die grüne Wiese, das reisende Feld, den fließenden Strom oder das unendliche Meer. Wo immer unsere Phantasie an solche Schau weitere Stimmungen knüpfen will, da mögen wir nichts von störenden Eindrücken wissen. Wir haben ein Recht auf die Stunde. Die Gedanken an die Widrigkeiten dieses Lebens suchen wir zu verschleuchen; ja auch seelische Eindrücke, durch äußere hervorgerufen, können uns dann stören: wenn wir am herrlichen Meeresstrande von Syrakus die Stralinge bei heißem Sonnenbrande im Sumpfe an der Salzgewinnung arbeiten sehen.



Naturschutzgebiet im Altwatergebirge

Es gibt Fälle, wo die Verunstaltung der Natur geradezu geboten zu sein scheint. Die Anlage von Talsperren und Staubecken vereint zuweilen Erhaltung und Schädigung der Natur. Dann wiederum streitet oft die Notwendigkeit der Verkehrseinrichtungen mit der Erhaltung des Landschaftsbildes: man denke an die Eisenbahn- und Brückenbauten; ja große Betriebsanlagen, wie Elektrizitätswerke an Wasserfällen und Stromschnellen sind manchmal an ganz bestimmte Stellen gebunden. Hier ist reifliche Ueberlegung zu fordern, und die staatlichen Behörden müssen durchaus das Recht zur Mitarbeit und zum Einspruch haben, soweit ihnen nicht schlechthin die freie Verfügung vorbehalten wird. Zumeist kann die öffentliche Meinung viel Gutes wirken, und es muß unsere vornehmste Aufgabe sein, sie in überlegter Weise zum Ausdruck zu bringen.

Wie in der freien Natur der einzelne Bau, auch des kleinsten Privathauses, das Landschaftsbild stören und zerreissen kann, so kann auch im Dorfe und nicht minder in der Stadt sehr gesündigt und das gute künstlerische Streben vieler Menschen und Zeiten durch das Vorgehen eines Einzelnen geschädigt, ja vernichtet werden. Mit welchen Mitteln hier die bildende Kunst, besonders die Architektur einzusetzen hat, mögen berufene Beurteiler darlegen.

Die inneren Gründe solcher Verunstaltungen sind verschiedene, und so kann auch die Art, sie zu bekämpfen, nicht immer die gleiche sein. Wo trotz des besten Willens künstlerischer und technischer Unverstand die Ursache ist, wie z. B. bei der überwiegend schlechten Fabrikation kirchlicher Geräte und Kunstgegenstände, da ist durch Belehrung, namentlich von seiten der nächstbeteiligten Kreise mehr zu erreichen, als da, wo Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit herrscht und etwa hohe Schornsteine und kahle Mauern in das reine, liebliche Landschaftsbild stellt — da kann man oft höchstens durch öffentlichen Tadel helfen. — Wenn aber gar, zum Aergernis aller Empfindenden, das Landschafts- oder Stadtbild durch riesengroße Ankündigungen von Gasthöfen oder von Seife, Kakao, Nährsurrogaten, Fahrrädern, Kates, Zigaretten und Sekt (das sind ja wohl augenblicklich die bescheidensten Fabrikate) gestört wird, oder wenn wir auf der Eisenbahnfahrt in erfreulichem Gelände immer wieder durch solche freche Anpreisung geärgert werden, da müssen wir uns mit aller Kraft wehren. Wir müssen nicht nur unsere Behörden inständigst bitten, durch Verbote diesen Anflug zu beschränken, sondern wir müssen grundsätzlich solche Marken nicht kaufen, dann wird alsbald die aufdringliche Anpreisung am ungehörigen Platze unterbleiben. Und die Verkäufer müssen stets von neuem zu hören bekommen, weshalb man diese Sachen nicht kaufen will.

Und in ähnlicher Weise auch können wir uns gegen jenen Anflug schützen, durch den unser Ohr beleidigt wird: gegen die Grammophone und Lautsprecher. Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß sie technisch bedeutsame Erfindungen sind und auch für wissenschaftliche Zwecke nutzbar gemacht werden können. Wenn sie aber der ungebildeten Masse ein schlechtes Surrogat einer musikalischen oder sprachlichen Vortragskunst bieten, oder wenn uns im freundlichen Wirtshause des entlegenen Dorfes, wo sonst gemeinsamer Gesang eines Volksliedes uns entgegenscholl, jetzt — genau wie in der Verbrecherkneipe der Großstadt — das scheußlich quäkende und näselnde Geräusch eines schlechten Grammophons entgegenklingt, so ließe sich nicht nur durch hohe Besteuerung und durch Verbote der Behörden, sondern am besten durch Abwehr vonseiten der Gebildeten manches erreichen. Ganz besonders aber sei auch auf die durch die Polizei nicht genügend bekämpften, unsinnig laut brüllenden und schreienden Kraftwagenhupen hingewiesen, die in den größeren Städten den Aufenthalt auf den Straßen unerträglich machen.

Bisher ist nur davon die Rede gewesen, daß man die Reinheit und Ruhe der Natur oder wohlbewährte Kunst und Sitte durch Hinzutun des schlechten Neuen gestört hat. Ebenso sehr aber, wie positiv durch Schaffen des Ungehörigen, kann negativ durch Entfernung des Passenden und des historisch Berechtigten geschadet werden. In erster Reihe kommt hier die unverantwortliche Vernichtung der Naturschöpfungen, des Pflanzen- und Baumwuchses und gewisser Tiergattungen in Betracht — auch hierin muß man, wie in den meisten Fragen des Heimatschutzes, den Fachleuten Rat und Urteil überlassen.

Noch auf zweierlei möge hingewiesen sein. Zunächst auf die Erhaltung wertvoller Denkmäler der Natur, der Kunst, und solcher von geschichtlicher Bedeutung, die in Privatbesitz sind; man nehme z. B. Villen und Gärten. Gar wohl erinnere ich mich aus den Jahren 1885 und 1886, die ich in Rom gelebt habe, der großen Enttäuschung, daß die herrliche Villa Ludovisi der Bauspekulation zum Opfer fallen sollte. Gegen die Stadt Rom wurden Vorwürfe erhoben, aber — ihr fehlte das Geld; und der italienische Staat tat schon viel, wenn er nur die weltberühmten Sammlungen der Villa erwarb. Solche und ähnliche Dinge ereignen sich in vielen Städten einmal. Den Pri-

vaten kann man es, namentlich in Erbschaftsfällen, nicht verdenken, daß sie totes Kapital nutzbar machen wollen. Den Verwaltungskörpern ist es nicht übelzunehmen, daß sie nicht das nötige Geld zu großen Ankäufen haben. In England tritt da meist private Hilfe ein: der „National trust for places of historic interest or natural beauty“, der auf John Ruskins Lehren zurückführt, hat mit der Sammlung von Geldmitteln zur Erwerbung solcher und anderer Gegenstände als Nationaleigentum riesige Erfolge erzielt. Felsen und Hügel, Parks und Urwald hat er gekauft und gerettet. So auch in Frankreich die „Société pour la protection des paysages en France“.



Einflang zwischen Technik und Landschaft:
Bildbachverbauung Forstrat Ing. Otto Göttinger, Osto. d. Vereines.

Ähnliches, wie in jenen Ländern erreicht ward, sollten auch wir hier im Osten wenigstens erstreben. Wir müssen mit bescheidenen Ansprüchen beginnen, vielleicht gewöhnen sich dann wohlhabende Private an den schönen Gedanken, etwas für Heimatschutz, Volkskunde und Volkskunst unserer Gebiete zu opfern. Nicht geringer Mittel bedürfen wir, wenn wir die Pflicht des Heimatschutzes gegen unser Land wirklich erfüllen wollen.

Zunächst handelt es sich um einen wohl eingerichteten Heimatschutz auf baulichem Gebiete. Er hat nicht nur das einzelne Bauwerk von kunstgeschichtlichem Werte zu erhalten, sondern ihm auch seine richtige Umgebung zu bewahren oder ihm eine solche zu schaffen und damit das Stadtbild oder Dorfbild genügend zu würdigen. Wir haben manche Bauten von geschichtlicher Bedeutung: da sind — von einzelnen berühmten Bauwerken abgesehen — prächtige alte Stadtmauern und Tortürme, Kirchen, Gewerbslauben und Bürgerhäuser, da sind die schönsten Holzbauten, Bauernhäuser, sowie Holzkirchen. Es gilt, weiten Kreisen diese Werte klar zu machen und gerade diejenigen eines Besseren zu belehren, die im Neuen stets einen Fortschritt gegenüber dem Alten erkennen wollen. Die Gesetze gegen die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden richten sich auch gegen die Verunstaltung von Ortschaften. Diese Gesetze, die dem Einfluß der Heimatschutzbewegung zu danken

sind, geben den Gemeinden das ästhetische Recht, durch Ortsstatut bestimmte Forderungen für die ästhetische Entwicklung des Ortes aufzustellen, und solche Ortsstatute sind z. B. von vielen schlesischen Städten erlassen worden. Und vielfach sind von dem Bunde für Heimatschutz Baupläne begutachtet und Entwürfe kostenlos bearbeitet worden.

Besonders wichtig aber ist der Schutz der Natur durch Schonung ihrer Schöpfungen, nämlich ihrer geologischen Eigentümlichkeiten, ihrer Tier- und Pflanzenwelt und ihres Landschaftsbildes. Bäume und Parkpartien, die gefährdet sind, gilt es zu erhalten. Auf den Wert solcher Naturdenkmäler alter Räume, Findlingssteine und dergleichen, sucht man am besten weitere Kreise hinzuweisen, indem man die Bilder auf Ansichtskarten verbreitet und in Vorträgen den Schutz der Natur behandelt. Und vieles ist noch zu wirken, nicht nur in Wald und Feld, sondern auch im eigenen Garten: aus der ebenso nützlichen als freundlichen Anlage des alten Bauerngartens kann man für den Schutz und die Pflege heimischer Pflanzen viel lernen.

Damit berührt sich schon die Pflege alter Sitten und alten Brauches: wie man seine Wohnstätten gestaltete, wie man lebte, welche Gewohnheiten man übte, wie man seine Feste feierte, wie man spielte, sang und sprach und tanzte. Die Pflege aller solcher alten Sitte und Sprache, Mundart, Tracht, Spiele, Volkslieder und -tänze, alles dies gehört zur heimatlichen Eigenart. Viele solche Dinge sind von unserer „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ mit gutem Erfolge gesammelt worden, und reicher Stoff ist in ihren „Mitteilungen“, in der Reihe „Wort und Brauch“ und in dem großen Sammelwerke „Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen“ veröffentlicht worden.

Wie wir gesehen haben, berührt sich der Heimatschutz eng mit dem Denkmalschutz, dem die Pflege der Stätten geschichtlicher Erinnerungen obliegt. Da mag besonders an eine Pflicht der Pietät erinnert sein: an die Pflege der Friedhöfe. An diesen Stätten, die bei aller Dankbarkeit und Liebe für die jüngst Verstorbenen doch auch dem Gedanken an die Vorzeit geweiht sein sollten, findet man oft nur ganz fabrikmäßige Grabmale modernster Mode. In einer nordwestdeutschen Ortschaft sah ich einmal, daß der Pastor „all das alte Zeug“ (so sagte mir der Totengräber) hätte wegreißen und die letzten Steinplatten mit Ritterbildnissen, die man doch wenigstens an der Kirchhofsmauer hätte aufstellen sollen, zu Türschwällen hätte zerschlagen lassen. Statt der alten Kirchhofsanlage und der würdigen Grabsteine, statt der zarten und innigen Denkmäler des Rokoko und Empire bieten die heutigen Friedhöfe zum meist ein fürchterliches Gemisch sonderbarster Formen. Oft empfinden wir den krasssten Gegensatz zu dem Gedanken, daß der Tod alles gleich mache. Und während auf den alten Grabmalen wohlgeformte Schriftzüge standen, sehen wir heute auf den Steinen und Kreuzen zum meist die elendiglichsten Inschriften, die einer vergrößerten Todesanzeige aus der Zeitung ähnlich sehen. Unsere Friedhofskunst ist ganz besonders der Verbesserung bedürftig. Und der Kunst der Inschrift sollte überhaupt viel größere Beachtung geschenkt werden, als es heute der Fall ist. Wir müssen im täglichen Leben an den Handels- und Verkehrsplätzen (z. B. in den Postanstalten und Bahnhöfen) die abgeschmackteste Mischung der verschiedensten lateinischen und deutschen Schriftzeichen erdulden. Auch in solchen Dingen könnten sich Kunstsinne und Bildung kund geben.

So haben wir nun die vaterländische und sittliche Bedeutung des Heimatschutzes beleuchtet, die ästhetische und künstlerische, die naturwissenschaftliche und geschichtliche. Aber mit den ästhetischen Forderungen handelt es sich, wie

Ruskin mit Recht behauptet, im letzten Grunde auch stets um volkswirtschaftliche Interessen: denn die schönen Künste werden in der Regel nur von Menschen hervorgebracht, die von schönen Dingen umgeben sind. Der Sinn dafür wird durch Gewöhnung anezogen. Solches Verständnis aber ist im Volke nur durch eine Jahrhunderte lange Pflege der Kunst zu erreichen. Und sicher ist, daß z. B. in Italien die bildende Kunst niemals auch nur zeitweilig so sehr hat in die Irre gehen können, wie bei uns. Auf diese Weise also läßt sich mittelbar auch die volkswirtschaftliche Bedeutung des Heimatschutzes begründen.

Damit aber sind wir wieder bei dem Interesse des Staates angekommen, bei dem patriotisch-nationalen Werte. Erhalten wir unserem Volke die Heimat lieb, schützen wir die Natur in ihren reinen Formen und ihren vollkommensten Lebensäußerungen und ebenso die Errungenschaften der Kultur in ihren reinsten Formen! Das Volk, das seine Heimat liebt, wird ohne sie nicht leben wollen und können und wird ihr mit ganzem Herzen dienen. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade die Bewohner der schönen Schweiz so eng mit ihrem Lande der freien und reinen Berge verbunden sind, daß sie oft anderwärts das Leben nicht ertragen. Wort und Begriff des Heimwehs sind erst 1688 in der Medizin durch die „Dissertatio medica de nostalgia“ oder Heimweh“ des Basler Arztes Harder als Schweizerkrankheit bekannt geworden, und die ward dann vor allem an schweizerischen Werbesoldaten in Frankreich und in den Niederlanden beobachtet — in Paris hat man im 18. Jahrhundert das Spielen des Kuhreigens mit Rücksicht auf die Schweizer im Heere verboten, und manch ein Volkslied jener Zeit, wie „Zu Strassburg auf der Schanz“, gibt solcher Heimwehstimmung Ausdruck. Bei uns ist nun durchaus nicht zu besorgen, daß sich die Heimatliebe zu einer Krankheit entwickeln könnte und man fürchten müßte, unseren Landsleuten die Heimat allzu lieb zu machen; vielmehr kann sie noch einen kräftigen Schutz von staatlicher und privater Seite vertragen, und den wollen wir tatkräftig und vorsichtig erstreben. Wir wollen die Natur in ihrer Reinheit schützen, das Werk der Menschen aber bewahren davor, daß es die reine Freude an der Natur störe, und davor, daß es durch die Gleichmacherei einseitiger Kunstauffassung vergewaltigt werde. Und gälte es dem Bau oder Bild von Menschenhand, dem Baume des Waldes oder dem Brauche des Landes, wir wollen ehren, was wir in Natur und Kunst aus früheren Tagen überkommen haben; unseren lebenden Mitmenschen wollen wir Freude schaffen und den Nachkommen ein Vorbild sein: so dienen wir der engeren Heimat, dem Vaterlande, dem geistigen Fortschritt, getreu dem Spruche des Dichters Hermann Allmers:

„Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Nicht und des Glücks in der Heimat nicht wert.“

Theodor Siebs

Von Walther Steller

Die Lehrstellen an den Universitäten sind Strahlungszellen kulturellen Lebens, deren Wirkung kraft der lehrenden Persönlichkeit durch die Vermittlung ihrer Schüler weiten Volkskreisen zuteil wird, umsomehr, je allgemeinerem Interesse das Fach begegnet und je länger die Zeit der Lehrarbeit ist.

Theodor Siebs wurde im Jahre 1902 auf den Lehrstuhl für deutsche Philologie nach Breslau berufen, den vor ihm u. a. auch Hoffmann von Fallersleben, Heinrich Rückert, der Sohn des Dichters, Karl Weinhold inne hatten.

Sein unmittelbarer Vorgänger im Amt war Friedrich Vogt, der Begründer der Schles. Gesellschaft für Volkskunde. In der mehr als ein Vierteljahrhundert umfassenden Zeit seines Wirkens hat Siebs über dem Allgemeinen seiner Wissenschaft die in den Rahmen seines Arbeitsbereiches fallenden schlesischen Aufgaben im besonderen betreut. Das ist umso dankenswerter, als er kein Schlesier von Geburt her ist. Er ist am 26. August 1862 in der Hansestadt Bremen geboren und seine Familie ist, wie der Name besagt, friesischer



Theodor Siebs

Abstammung. So ist auch seine wissenschaftliche Betätigung auf dem Volks- und Sprachboden der heimatlichen, angestammten Eigenart erwachsen. Er wurde mit einer Arbeit über die Assimilierungserscheinungen der friesischen Palatalen zum Dr. phil. promoviert und trat mit einer Darstellung der „Geschichte der englisch-friesischen Sprache“ in die akademische Laufbahn ein. Diese Arbeit wurde dann zu einem umfangreichen Werk ausgebaut, das in Pauls Grundriß der Germanischen Philologie veröffentlicht wurde und bis heute die grundlegende sprachhistorische Darstellung des Friesischen ist. Neben einer Bearbeitung der friesischen Literatur sind noch zahlreiche Beiträge zur friesischen Sprach- und Literaturgeschichte aus seiner Feder gestossen; sie alle im einzelnen aufzuzählen und zu würdigen, ist hier nicht der Ort. Sie finden unsere Anteilnahme im Hinblick auf seine spätere Tätigkeit, die schlesischer Sprache und schlesischem Volkstum gewidmet ist. Wie Siebs die ihm hei-

matlichen Fluren Frieslands zu Rad und zu Fuß als junger Mensch durchstreifte, um die Mundarten kennen zu lernen und aufzunehmen, so verfolgte er auch in seinem schlesischen Wirkungskreis die Methode, die Sprache der Landschaft aus der Landschaft heraus sich anzueignen. Die von Siebs in der schlesischen Mundart gemachten Aufzeichnungen bieten einen wichtigen Teil der Bestände des „Schlesischen Wörterbuchs“, dessen Bearbeitung nun unter seiner Leitung vor sich geht. Wie weit Siebs mit der schlesischen Landschaft und ihren sprachlichen und kulturellen Eigentümlichkeiten vertraut und verwachsen ist, das haben seine Schüler immer wieder in seinen Vorlesungen und Seminarübungen erfahren. Davon legen auch eigene und Veröffentlichungen seiner Schüler ein beredtes Zeugnis ab, die ihre Arbeiten seiner Anregung verdanken. Ich verweise an erster Stelle auf die grundlegende Arbeit über die „Schlesische Mundart“, die Wolf von Unwerth, sein Schüler und Schwiegersohn verfaßte, den ein früher Tod aus verheißungsvoller wissenschaftlicher Laufbahn riß, ich verweise auf die zahlreichen Dissertationen und die Bände der Reihe „Wort und Brauch“, die vor allem Arbeiten enthält, die schlesischem Volkstum gewidmet sind. Ueber den Rahmen seiner Lehrtätigkeit an der Universität hinaus, war es Siebs in seiner Eigenschaft als Erstem Vorsitzenden der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde gegeben, eine reiche Wirksamkeit auf dem Gebiet schlesisch-volkskundlicher Arbeit zu entfalten. Außer selbstverfaßten Arbeiten ist ihm eine verständnisvolle Führung der auf diesem Gebiet tätigen Kräfte zu danken. So stehen unter seiner Herausgabe die Darstellung schlesischen Brauchtums von Drechsler, das bänderreiche Sagenwerk Richard Kühnau, das zum umfassendsten landschaftlichen Sagenwerk Deutschlands wurde, und manches andere mehr. Schon im Jahre 1913 ging er mit seiner zusammenfassenden Darstellung der „Schlesischen Volkskunde“ (in der Landeskunde von Frech und Kampers) voran. So hat Siebs selbst schaffend ein Beispiel und reiche Anregung für wissenschaftliche Erforschung des schlesischen Volkstums gegeben. Die Art seiner Wirksamkeit im Zusammenhang mit den Zeitumständen und der allgemeinen Lage unserer Wissenschaft führte den Schreiber dieser Zeilen als seinen Schüler dazu, einen Plan aufzustellen, der gegenüber dem bisherigen Lehrbetrieb am Germanistischen Seminar eine Erweiterung im neuzeitlichen Sinne brachte. Es ist das Verdienst von Siebs als dem damaligen Direktor des Germanistischen Seminars, daß er diesen Gedanken in richtiger Erkenntnis seiner Notwendigkeit befürwortend weiter verfolgte. Trotz der Ungunst der Zeiten war es möglich, diesen Plan im „Deutschen Institut der Universität“ noch während seiner Amtszeit zu verwirklichen, und es spricht für die Großherzigkeit von Siebs, daß er hierbei als geschäftsführender Direktor dem Jüngeren freies Wirken bei der Umgestaltung gewährte. So habe ich es auch seiner Initiative zu verdanken, daß die Verwirklichung des Wesentlich-Neuen des Institutsgedankens, die Volkskundliche Abteilung, mir übertragen wurde. Daß Siebs sich innerlich völlig mit dem schlesischen Land und seinem Volkstum verbunden fühlte, dafür ist seine Beteiligung an den „Schlesischen Kulturwochen“ ein beredtes Zeugnis. Als im Jahre 1923 zum ersten Male der Gedanke auftauchte, das schlesische Volkstum beiderseits der Sudeten in gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit zu umfassen, eine Arbeit, die von der Empfindung der schlesischen Stammes- und Volksgemeinschaft getragen ist, so war er, der Nichtschlesier, einer der ersten, der den Wert solcher wissenschaftlich begründeten gemeinsamen Arbeit vertreten hat. So war er als einziger Vertreter der Professoren der Universität Breslau bei dem sogenannten Ersten Volkskunde-Kongreß in Märkisch-Neustadt zugegen, und ich als sein damaliger Assistent und Privatdozent, nahm auf seine Veranlassung an dieser Tagung teil und hatte die Sele-

genheit, hier entscheidende Eindrücke für mein weiteres Schaffen aufzunehmen. Dieser erste und einzige schlesische Volkskunde-Kongress, der zusammen mit der 700-Jahrfeier der deutschen Stadt Mährisch-Neustadt stattfand, war der Vorläufer der seit 1925 dann jährlich wiederkehrenden „Schlesischen Kulturwochen“. So verdankt Schlesien dem Wirken von Siebs manches bedeutende Werk und vielfältigste wissenschaftliche Anregung, und ihm ist durch sein nun fast drei Jahrzehnte hindurch ununterbrochenes Leben und Schaffen in Schlesiens Hauptstadt Schlesien zur zweiten Heimat geworden. Das zeigte sich, als er im Jahre 1921 einen ehrenvollen Ruf nach dem Auslande ablehnte; mit Schlesien verknüpfen ihn heute verwandtschaftliche Bande, hier ist auch die Ruhestätte seiner Lebensgefährtin. Dem Rahmen der Festschrift, in der diese Zeilen stehen, entspricht es, wenn das Bild des Mannes in seinem Wirken für Schlesien gesehen ist. Fürs Allgemeine sei abschließend nur noch die Biographie seines Freundes und Landsmannes Hermann Allmers und sein Buch über „Die deutsche Bühnensprache — Hochsprache“ genannt, ein Werk, das für das gesamte deutsche Sprach- und Kulturgebiet von der allergrößten Bedeutung ist.

Die Oder

Von allen großen Flüssen Deutschlands vom Rhein bis zur Weichsel ist der Name keines Flusses so umstritten und so schwer zu deuten wie derjenige der Oder.

Zunächst fehlt es an alten Belegen. Kein Zweifel, daß der große Strom schon in vorgeschichtlicher Zeit einen Namen getragen haben muß, aber er wird uns nicht einmal bei Tacitus in seiner Germania genannt, so viel der große römische Geschichtsschreiber uns von den Bewohnern Schlesiens zu berichten weiß. Der erste, der Flußnamen zwischen Elbe und Weichsel nennt, ist Ptolemäus, der berühmte Geograph und Astronom aus Alexandrien, welcher in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. lebte und nach dem das sogenannte ptolemäische Weltssystem benannt ist. Merkwürdiger Weise kennt er im 11. Kap. des 2. Buches, Abs. 2, zwei Ströme, die sich in die Ostsee ergießen: *Σύβρου ποταμοῦ ἐκβολαί* und *Ουιάδου ποταμοῦ ἐκβολαί*, also die Mündungen des Flusses Suebus und des Flusses Wiadwa; im 7. Absatz gibt er uns dann an, daß jenseits der Sachsen längs der Küste bis zum Suebus-Flusse die Farodini, dann bis zur Wiadwa die Sidini und bis zur Weichsel die Rutikliti wohnen. Diese kleinen germanischen Stämme an der Ostsee werden uns sonst nirgends genannt. Den *Σύβρος ποταμὸς* nennt uns Ptolemäus in Absatz 8 noch einmal: zwischen ihm und der Mittelelbe wohnen die Semnonen, das Kernvolk der Sweben.

Diese beiden Flußnamen in Ostdeutschland sind sehr verschieden gedeutet worden. Je nachdem man den einen oder den anderen für die Oder hielt, hat man bald im Swebenfluß die Warnow oder die Spree, bald in der Wiadwa die Wipper in Pommern oder die Warthe sehen wollen. Da es aber zwischen Elbe und Weichsel nur einen großen Strom gibt, darum hat Müllenhoff in der Deutschen Altertumskunde 2, 209 die Vermutung ausgesprochen, daß mit beiden Namen ein und derselbe Fluß, nämlich die Oder, gemeint sei. Seine Ansicht hat die weiteste Anerkennung gefunden.

Die Bezeichnung Suebus ist aber kein Flußname, sondern offenbar nach dem anwohnenden Volke der Sweben gegeben, bedeutet also „schwäbischer Fluß“. Dann wäre Wiadwa die eigentliche Benennung des Stromes gewesen. Die Überlieferung des Namens ist an beiden Stellen etwas verschieden: das erste

Mal lautet der 2. Fall *ουιάδου*, das andere Mal aber *ιαδούα*, woraus man *Ουιάδουα* als richtige Form des 1. Falles erschlossen hat. Da zur Zeit des Ptolemäus Germanen an den Ufern der Oder wohnten, vermutete Müllenhoff germanische Herkunft dieses Namens. Er fand, daß dieses Wort seiner Bildung nach gotischen Wörtern wie *fijathwa* Feindschaft (zu *fijan* hassen) oder *frijathwa* Liebe (zu *frijōn* lieben) entspricht — man kann noch *thiwadw* Knechtschaft dazu fügen — und zu einem Zeitwortstamme, mit *wi- gebildet, zu stellen sei, der „führen, treiben, jagen“ bedeutet. Der Name des Flusses heißt dann soviel wie Lauf, Trift oder Jagd — solche Flußbenennungen sind häufig — und bezeichnet rasch dahin fließendes Wasser.

Die Überlieferung der Namen bei Ptolemäus ist aber im allgemeinen recht unsicher. Daher ist man zu kleinen Abänderungen berechtigt, wenn dabei eine überzeugendere Lösung der Frage möglich wird. So hat Much den Vorschlag gemacht, *Wiadwa* in *Widawa* umzustellen. Ein Nebenfluß der Warthe heißt *Widawka*, d. i. „kleine Widawa“; dies erlaubt die Vermutung, daß die Warthe (pol. *Warta*) einst *Widawa* geheißen hat, das zu germanisch *wid-, deutsch „weit“ zu stellen ist und die ursprüngliche germanische Benennung der Warthe darstellen könnte. So würden wir verstehen, warum Ptolemäus neben dem „schwäbischen Fluß“ (=Oder) noch einen zweiten großen Fluß in Ostdeutschland kennt, indem er irrtümlich den Hauptnebenfluß der Oder, eben die Warthe, für einen selbständig in das Meer fließenden Strom hält.

Aber auch Deutungen aus vorgermanischen Sprachen sind denkbar und gerade in den letzten Jahren mehrfach erwogen worden. So denkt John Löwenthal in der Zeitschrift für Ortsnamenforschung 4 (1928), 62 an illyrische Herkunft und führt den Namen auf illyrisch *viadua zurück, für das er indogermanisch *ui-audhuna „Widerstrom“ (zu lit. *aūdra* Sturm, Flut) voraussetzt, weil die Oder in ihrem Quellgebiete in vielen Windungen strömt. Als Gegenbeispiel dient ihm der gallische Flußname *Viauros*, heute *le Viaur*, der auf *ui-auros „Widerstrom“ beruht. Auch M. Vasmer erkennt den Namen als illyrisch. In der Zeitschrift für slawische Philologie 6 (1929), 149 dachte er an Zusammenstellung mit *Addua*, heute *Adda*, Nebenfluß des *Bo*, jetzt (Zeitschrift 8, Heft 1/2) zieht er vor, den 2. Teil des Namens zu iranisch *adu-* „Bach“ zu stellen, während *vi-* als Vorsilbe gewertet wird wie in keltisch *Viauros* neben sonstigem indogermanischem *Auros*. Er hält daran fest, daß bei Ptolemäus die Oder damit gemeint sei.

Noch weiter in der Völkerschichtung zurück möchte K. Östir, Drei vor-slawisch-etruskische Vogelnamen, *Laibach* 1930, gehen. Auch er denkt an Gleichsetzung mit *Addua* und sieht in *V-i-adia* denselben Namen mit doppeltem Präfix. Aber er läßt diese Flußbezeichnung nicht aus einer indogermanischen Sprache stammen, sondern aus einer alteuropäisch-kleinasiatischen (alarodischen) Grundsprache hervorgehen. Er ist der Ansicht, daß in dieser Sprache *r* mit *o* wechseln konnte, und betrachtet slawisch **Odūra* Oder als *r*-Form zu *(Vi)adia*.

Wir wollen uns begnügen, in dem Swebenfluß eine Bezeichnung der Oder zu sehen und die Frage, welchen Fluß die *Wiadwa* bezeichnete und ob sie germanisch oder illyrisch benannt ist, offen lassen. Daß *Wiadwa* und Oder Doppelformen des gleichen Namens seien, lehnen wir ab.

Die beiden von Ptolemäus überlieferten Flußbezeichnungen sind nach ihm nicht wieder bezeugt. Erst in der Karolingerzeit tritt uns der Name der Oder entgegen. Zunächst erscheint er in den Annalen von Fulda (a. 901, *MSS* 1, 408) als *Odagra*, dann bei *Widufind* in der *Sachsengeschichte* (a. 973, *MSS* 3, 429) als *Adora*, in der „Hamburgischen Kirchengeschichte bis 1072“ des *Adam von Bremen* (*MSS* 7, 311 ff.) öfters als *Oddara*, in *Ekkeharde*s

Chronik (a. 1106; MOSS 6, 180) als Odora, beim Annalista Saxo (a. 1139; MOSS. 6, 603 ff.) häufig als Odera usw.

Zur Aufhellung eines Flußnamens helfen Vergleiche mit ähnlich benannten Flüssen. Safarik 1, 494 verwies auf die Odra in Kroatien (zwischen Kulpa und Save) und wollte den Namen durch litauisch *aúdra* „Flut, Überschwemmung“ erklären; aber diesem Worte müßte im Slawischen **údra* entsprechen, während der Fluß polnisch Odra heißt. Förstemann 2, 1295 vergleicht die gallische Audura, die jetzige Eure, Nebenfluß der Seine, die aber ehemals Autura hieß. Wohl haben Kelten vorübergehend bis zur Oder gewohnt, doch als Namengeber kommen sie kaum in Betracht. Müllenhoff erinnert an die Oder im Harz, ohne aber alte Belege beizubringen. Basmer verweist auf eine russische Odra im Dniepr-Gebiet. Fügen wir noch hinzu: die Wondreb, ein Nebenfluß der Eger, welche tschechisch Odrava heißt; die Adrana, die Tacitus in den Annalen 1,56 nennt, im 9. Jahrhundert Adrina, die heutige Eder, ein Nebenfluß der Fulda; ähnlichen Namen trug die heutige Gande bei Gandersheim; den Uttersee, dessen Abfluß wohl einst Utter (heute Uger) geheißen wurde und ihm den Namen gegeben hat; schließlich die Etherow in England, über welche Ekwall, *English Rivernames* (Oxford 1928), handelt.

Wenn wir nun den Namen der Oder deuten wollen, ist die erste Frage: Welcher Sprache entstammt die Bezeichnung? Er ist spät belegt, und so ist methodisch zuerst zu erwägen, ob er slawischen Ursprungs ist. Aber da zeigt sich, daß keine Anknüpfungsmöglichkeiten im slawischen Sprachgut bestehen, wenigstens bisher nicht nachgewiesen sind. Denn der Vergleich mit litauisch *aúdra*, so oft er auch wieder vorgebracht wird, ist unhaltbar. Auch die häufige Zusammenstellung mit der Wortsippe kirchenslawisch *odrz* „Bahre, Bett“, tschechisch *odr* „Pfahl“, Mz. *odry* „Gestell, Weingeländer“ ist abzulehnen, weil die Auslegung „Fluß zwischen Bäumen oder Pfählen“ der Bedeutung nach in keiner Weise entspricht. Schon der alte Dubravius in seiner Böhmisches Historia (lib. 4, pag. m. 3) bringt diese Ableitung; er denkt an die Bedeutung „Vogelhütte, Vogelherd“ der Mehrzahl dieses Wortes, weil Vogelfang um den Ursprung der Oder fleißig betrieben wird! Und ebenso wenig bedarf einer Widerlegung die oft wiederholte Herleitung des Flußnamens von urslawisch **o-derti* „abreißen“: der Strom, der bei Überschwemmungen Felder und Wiesen wegreißt, oder „der die Ufer abreißende Fluß“; diese Deutung findet sich meines Wissens zuerst beim Schlesier D. Schwendfeld in seinem „Traktat von denen Schlesiens Bergen, Strömen und Kräutern“. Zu diesem Zeitwortstamm gehört auch kleinrussisch *nádra* „wundgerissene Stelle“, polnisch *odra* Masern, tschechisch *odra* Friesel, ein Wort, das gleichfalls für einen Flußnamen nicht in Betracht kommen kann.

Vor den Slawen haben Germanen in Westdeutschland gewohnt, und wenn Swebenfluß nur eine umschreibende Bezeichnung darstellt, könnte **Adrō*, das im slawischen regelrecht Odra ergeben müßte, die germanische Benennung des Flusses gewesen sein. Diese erschlossene Namensform zeigt Stammgleichheit mit dem Namen der Adrana, welcher mit ziemlicher Sicherheit als germanisch gelten kann.

Vor den Germanen saßen in Schlesien und auch an der Mitteloder viele Jahrhunderte illyrische Stämme. Und wenn man dem Namen Oder ein sehr hohes Alter zutraut, kann man ihn als illyrisch betrachten. Dazu würde die kroatische Odra gut passen. Außerdem gab es eine Stadt Adra in Liburnia, einer Landschaft des alten Illyricum, und auch der Meername Adria klingt an. Dieses Meer hat seinen Namen von der alten Veneter-Stadt Atria an der Mündung des Po, der vorbeifließende Mündungsarm war nach der Stadt

Atrianus benannt; freilich der Wandel von t zu d in Adria ist nicht erklärt. Und schließlich müssen wir darauf hinweisen, daß die Lautgebung *adra* in Namen weit verbreitet ist. Derselbe Ptolemäus kennt eine Stadt Adra in Arabien und eine in Palästina. Auf Sizilien gab es einen Fluß Adranos, heute Adriano genannt. Und anderes mehr.

Welchem Volke sollen wir den Namen unserer Oder zuweisen? E. Schwarz hat neuerdings in den Mitteilungen des österreichischen Institutes für Geschichtsforschung, Bd. 43 (1929), S. 241 sich für illyrische Herkunft ausgesprochen und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Annahme möglich ist, wie die obigen Vergleichsnamen zeigen. Auffällig bleibt, daß der Name dann keine germanische Lautverschiebung aufweist, da doch im Unterlauf des Flusses Germanen seit uralter Zeit saßen. Aber es bleibt die Möglichkeit, daß sie den Namen erst am Oberlauf, in Schlesien, nach Abschluß der Lautverschiebung, kennen gelernt und an Slawen übermittelt haben. Ein illyrisches Wort und eine indogermanische Wurzel, die dem Namen zu Grunde liegt, ist bisher nicht angegeben worden.

Ich selbst habe mich in meinem Vortrage „Germanen am Eschengebirge“ 1923 (*Sudetendeutsches Volk und Land*, Heft 8) für germanische Herkunft des Namens ausgesprochen. Dazu bewog mich der Gleichklang mit der Adrana=Eder (s. o.) und der Utter, dem vorauszusetzenden Namen des Abflusses vom Uttersee. Die eine Eder durchfließt Hessen, die andere (heute Gande) altcheruskischen Boden; sie verbürgen daher einen germanischen Flußnamen **adra*-, auf den auch der Name der Oder zurückgeführt werden kann. Denn dem kurzen germanischen *a* entspricht im Slawischen bekanntlich *o* und germanisch **Adrō* (weiblichen Geschlechts wie alle germanischen Flußnamen) müßte im Slawischen als Odra erscheinen, was die Deutschen als Oder rückübernommen haben. Auch die Wondreb=Odrava kann gleicher Herkunft sein. Auch sie fließt auf einst germanischem Gebiet. Die Slawen bildeten die germanische Namensform in Odrava um, mundartlich Vodrava gesprochen, was die Deutschen als Wondreb übernahmen.

Den germanischen Flußnamenstamm **adra*-vermögen wir aber auch zu deuten, wie ich seinerzeit ausgeführt habe, wenn wir ihn in altsächsisch *adro* (Adverb) „früher“, ahd. *atar* „schnell“ (in den Glossen wird lateinisch *celer* damit übersetzt) wiederfinden können. Für Adrana hat schon Müllenhoff (DA 2, 216) diesen Vorschlag gemacht, ohne an die Oder zu denken. Die Grundbedeutung des Namens wäre dann „der schnelle Fluß“. Dazu paßt ausgezeichnet, daß in Oberösterreich der Abfluß des genannten Sees Utter und Uger heißt: jene ist die germanische, dieses die (ältere) keltische Bezeichnung; denn Uger ist der gleiche Flußname wie Eger, für den ich schon 1922 (*Heimatsbildung* 4,60) keltisch **ageros*=ai. *ajiras* „rasch“ als Grundlage vorgeschlagen habe. In manchen Handbüchern findet man ahd. *atar*, as. *adro* mit langem *a* angegeben, ohne Nötigung; sie stehen mit ags. *aedre* (wenn dieses wirklich langes *ae* hat,) „alsbald“ und anord. *áðhr* „früher, bereits“ im Ablaut, so daß wir germanisch *ēdra* und *adra* anzusetzen haben. Ablaut liegt ebenfalls in lettisch *ātrs* „rasch, heftig“, litauisch *otu* „schnell“ vor. Diese Auffassung vertritt auch A. Torp im 3. Teil des Vergleichenden Wörterbuches der indogermanischen Sprachen von A. Fick, 4. Aufl. S. 559. Kurzes *adra* wird durch den Flußnamen Adrana gestützt. Nachträglich sehe ich, daß auch Basmer (Zf. f. slaw. Phil. 7, 281; 1930) die Zusammenstellung mit ahd. *atar* in Erwägung zieht, wenn er auch slawische Herleitung für möglich hält. Die Oder dürfte den Namen „die Schnelle“ in ihrem Oberlauf erhalten haben; die Slawen gelangten auch zunächst an ihren Oberlauf und haben dort Ende des 6. oder

Anfang des 7. Jahrhunderts den Namen von den Germanen kennen gelernt. Wir fassen zusammen: der Name Oder kann lautlich und der Bedeutung nach einwandfrei aus dem Germanischen erklärt werden. Die Möglichkeit, daß er erst von den Slawen mitgebracht wurde, ebenso wie die Möglichkeit, daß schon die Illyrer den Strom ähnlich benannten, bleibt bestehen. Ja, es kann auch der Fall sein, daß die Slawen von Haus aus einen Flußnamen Odra besaßen und ihn in germ. *Adrō wiederzufinden glaubten und dafür einsetzten, so wie sie in Mähren den vorlawischen Marus, die March, mit der echt slawischen Bildung Morava zugleich übernahmen und ersetzten. In solchen Fragen kann nur bei günstiger Überlieferung volle Sicherheit erzielt werden, während sie bei der Oder ungünstig liegt. Aber die Wahrscheinlichkeit, daß dieser Strom wie die Elbe germanisch benannt ist, erweist sich als größer als die jeder anderen Vermutung.

E. Gierach.

Erich Gierach

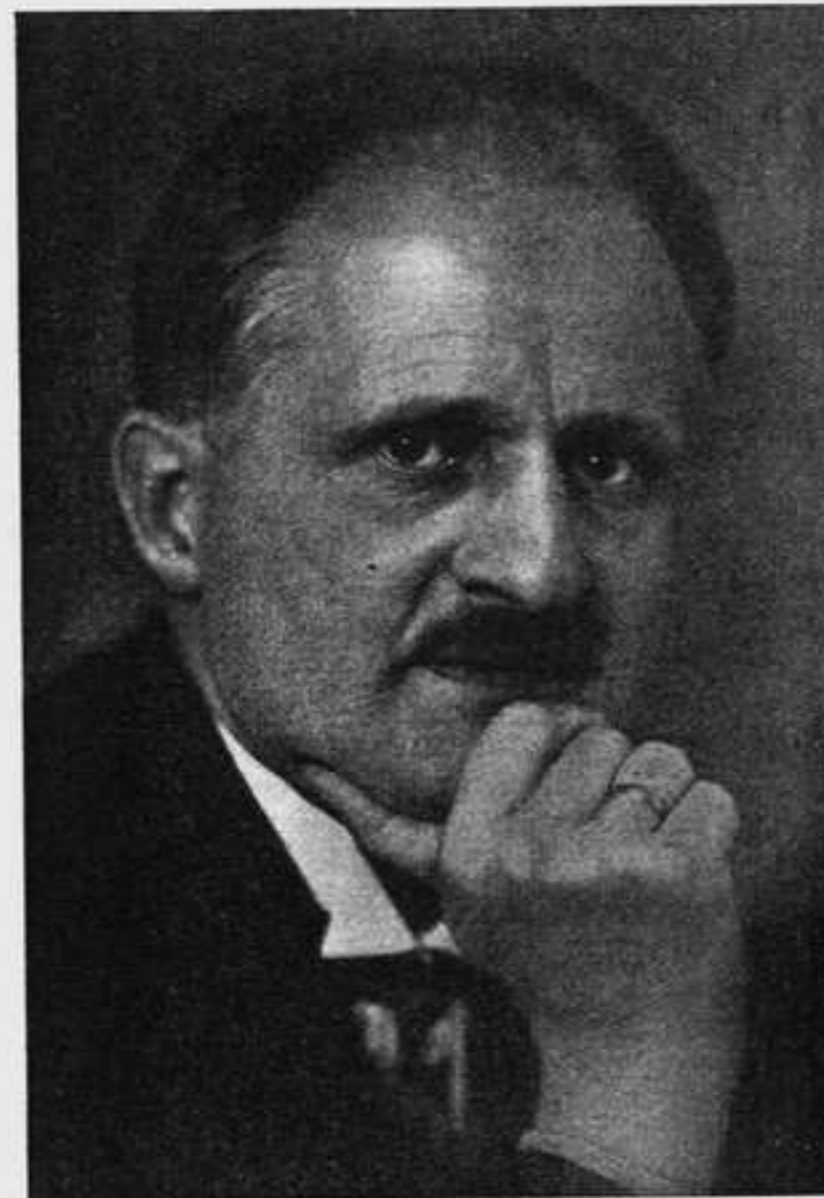
Von Dr. Emil Lehmann

Was ein Volk braucht, um in schweren Zeiten bestehen zu können, sind Männer. Unter den „Männern“ des sudetendeutschen Volksteils, die gegenwärtig auf der Höhe ihres Schaffens halten, tritt die Gestalt Erich Gierachs, des Professors für ältere deutsche Sprache und Literatur an der deutschen Universität in Prag, immer geschlossener und zwingender hervor. Er ist vor allem der Mann der Wissenschaft. Aber wie er aus der stärksten Verbundenheit mit seinem Volke zur Wissenschaft gekommen ist, so dient er mit seiner Forschung und mit seiner wissenschaftlichen Stellung seinem Volke, seiner Heimat im Ganzen. Er tut dies in kraftvoller Erfassung der großen Ziele und Entwürfe, in ausgreifender Durchdringung der verschiedensten Lebensgebiete, in zäher, unnachlässiger Durchsetzung aller erforderlichen Einzelbedingungen. Er versteht es überdies, Helfer heranzuziehen und Arbeiten auszuteilen, die Uebersicht zu führen und das Ganze zusammenzuhalten. Es ist klar, daß einem solchen Mann noch ein ganz anderer Wirkungskreis hätte zufallen müssen, wenn wir nicht eben in der Abhängigkeit lebten.

Die Festigkeit, Geschlossenheit und Unererschütterlichkeit seines Wesens läßt sich vielleicht schon aus seinem Lebensgang heraus verstehen. Er wurzelt in zwei Hauptgebieten des ostdeutschen Grenzlandes: in der Beziehung zu den Polen und Tschechen, in der Grenzstellung also des schlesischen Stammes. Geboren ist er am 23. November 1881 in Bromberg, das bis zum Krieg eine deutsche Stadt und ein Vorort des Deutschtums war; nach dem Krieg hat sich das sehr rasch gewandelt. Die Familie übersiedelte im Herbst 1887 nach Reichenberg. Das war neben Prag die einzige autonome Stadt in Böhmen und fühlte sich schon aus diesem Grunde als ein Vorort Deutschböhmens. Hier hat er die Volksschule und das Gymnasium besucht; und der Stadt seiner Jugend und seiner Heimatlandschaft ist er mit ganzer Liebe zugetan.

In gesunder, prächtiger Lage, mit den stillen Isergebirgswäldern im Rücken und dem stolzen hochragenden Jeschken vor Augen, erwachsen hier die Menschen zu kräftiger Regsamkeit. Das Großgewerbe ist hier bodenständiger emporgestiegen und das Bürgertum geschlossener als in den Industriestädten Nordwestböhmens. Der künstlerische Einschlag der Reichenberger Textilindustrie, noch mehr aber die Entfaltung des Druckerei- und Verlagswesens sowie des Buchhandels stellen die Brücke von der Wirtschaft zur Kultur her. Nicht nur durch ein reich entfaltetes Schulwesen, sondern auch durch eine ganze Anzahl wertvoller Einrichtungen hat sich die Stadt an der Reisse eine führende Stellung

im sudetendeutschen Kulturleben gesichert, die eine Reihe großer Verbände und Körperschaften hierherzog. In dieser Hinsicht bedeutet auch schon der väterliche Beruf für Gierach einen Ausgangspunkt: der Vater war Druckereileiter. Der Sohn hat die Gesellen der schwarzen Kunst lebhaft und vielseitig in Gang gehalten.



Erich Gierach

Geradlinig war sein Weg zur Hochschule. Außer der Anlage zum Sprachenstudium hat wohl auch hier wie bei Altersgenossen die kräftige nationale Abwehrbewegung der in ihren Sprachen- und Volksrechten bedrohten Deutschen der Sudetenländer, die 1897 hervortrat und in Reichenberg einen Eckturn hatte, bei der Berufswahl mitgewirkt. Die Prager Hochschulzeit von 1900 bis 1905 war unterbrochen durch das Einjährigfreiwilligenjahr, das ihm 1902 den Reserveleutnant brachte, und durch ein Commersemester in Bonn. Die Begabung des sonst etwas stolzen und abgeschlossenen Studenten trat bald hervor. Neben den geistreichen Vorlesungen des Literaturhistorikers Sauer wirkten vor allem die strengen germanistischen Philologen Dettler, der bald starb, und Carl von Kraus auf ihn ein. Französisch studierte er bei Cornu und Freymond, Englisch bei Pogatscher. Und dieser war es, dem er nach eigener Angabe insbesondere seine philologische Ausbildung verdankt; von Carl von Kraus wurde er aufgefordert, sich zu habilitieren.

Geradlinig führt ihn sein Weg schon 1905 an die Handelsakademie seiner Vaterstadt, an der er, da es eine städtische Anstalt war, mancher Mühslichkeiten

enthoben war, die ein national bewußter Mittelschullehrer an den Staatsanstalten der letzten Zeit des österreichischen Systems erleiden konnte. Im Jahre 1912 vermählte er sich mit der Tochter seines Lateinlehrers an der Mittelschule, mit Berta Müller, die selbst bereits als Lehrerin tätig war und deren Brüder ebenfalls in Reichenberg wirken, der eine, der bekannte Geologe, als Direktor der Reichenberger Handelsakademie, der andere als Professor. Der glücklichen Ehe, die eine ausgezeichnete gegenseitige Ergänzung bedeutet, sind zwei Töchter entsprossen: Gerda 1919, Archild 1925.

Dazwischen aber liegt der Weltkrieg mit sehr viel Schwerem. Als Landsturmleutnant im Landsturmregiment Nr. 10 Jungbunzlau rückte der Jungverheiratete ein und machte die Schlachten bei Lemberg und Grodel mit. Dann war er Kommandant des Forts 8 a in Przemyśl und Adjutant beim Abschnittskommando 7 Piskuli. Mit dem Fall der Festung geriet er in russische Kriegsgefangenschaft, die er 39 Monate zu ertragen hatte, mit allem, was das in sich schließt. Dazu gehört insbesondere auch die sibirische Kälte, denn die Hauptzeit verbrachte er in Irkutsk. Und höchst bezeichnend ist es, wie Gierach die Gefangenenszeit benützte, um nicht nur selbst grammatische und philologische Studien zu betreiben, sondern auch andere zu unterweisen. Sein Kamerad war durch längere Zeit Dozent Dr. Lochner, der Leiter der Reichenberger Volksbildungskanzlei.

Wenn er 1921 als ordentlicher Professor für ältere deutsche Sprache und Literatur nach Prag berufen wurde, so verdankt er das der wissenschaftlichen Arbeit, mit der er schon vor dem Kriege eingesetzt hatte. Die Untersuchung, mit der er im März 1908 das Doktorat erwarb, galt der Sprache von Giharts Tristrant (Prager deutsche St. 4). Carl von Kraus hatte den Nachweis geführt, daß Heinrich von Veldeke seine Eneit weder niederländisch, noch hochdeutsch gereimt hatte. Da entstand nun die Frage, wie sich sein niederdeutscher Zeitgenosse Gihart von Dberg im Reime verhielt. Gierach wies nach, daß er nicht wie Heinrich neutral reimte, aber auch nicht sich seiner sächsischen sondern der mittelfränkischen Dichtersprache bediente.

Zwei Jahre später veröffentlichte er eine Arbeit über „Synkope und Lautabstufung.“ Ein Beitrag zur Lautgeschichte des vorliterarischen Französisch.“ (Beihfte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Halle, 1910.) Er sucht hier die Frage zu beantworten, wann ein lateinisch intervokal stehender stimmloser Mitlaut, der durch Ausfall eines unbetonten Selbstlauts mit anderen Mitlauten in Berührung kommt, im französischen Ausgleichsergebnis als stimmlos oder stimmhaft erscheint.

Dem „Armen Heinrich“ des Hartmann von Aue ist die kritische Ausgabe von 1912 (Heidelberg; 2. Aufl. 1929) gewidmet sowie die „Untersuchungen zum Armen Heinrich“ in der Zeitschrift für deutsches Altertum 54 (1913), 257 ff., 55 (1917), 303 ff., und 503 ff. An der Ausgabe des schlecht überlieferten Textes hatten sich die berühmtesten Germanisten versucht: Grimm, Lachmann, Wackernagel, Bech und Paul: es gelang Gierach, über ihre Leistungen hinauszukommen und die Ausgabe zu schaffen, die derzeit als beste anerkannt ist. Die Zeitschriftenaufsätze bringen dazu die wissenschaftliche Begründung.

Eine unendliche Mühe und Geduld verwandte der Gelehrte auf die Erstausgabe einer mittelalterlichen Legendensammlung, auf das „Märterbuch. Die Klosterneuburger Handschrift 713.“ (Deutsche Texte des Mittelalters 32, Berlin 1928.) Das Werk galt bisher als schwäbisch. Es wird durch neuere — noch nicht veröffentlichte Untersuchungen als südböhmisch erwiesen: Anfang des 13. Jahrhunderts wurde es auf Veranlassung einer Gräfin von Rosenberg gedichtet. Die Herausgabe, die schon 1914 erfolgen sollte, wurde durch den Krieg so lange hinausgezogen.

Ein Beweis des Ansehens, dessen sich Gierach im Kreise der Germanisten erfreut, ist es, wenn ihm die Neubearbeitung der „Mittelhochdeutschen Grammatik“ von H. Paul übertragen wurde, die er 1929 erscheinen ließ. (Halle, 12. Auflage.) Im heurigen Jahr kommt das 1. Heft des „Sudetendeutschen Ortsnamenbuches“ heraus, das „die Ortsnamen des Reichenberger Bezirkes“ behandelt; auf Grund der Ortsnamen soll die Siedlungsgeschichte der Sudetendeutschen, die wir bis jetzt noch nicht haben, geschrieben werden.

Neben diesen größeren Arbeiten gehen ein paar Duzend Besprechungen und Buchanzeigen in der Deutschen Literaturzeitung und der Zeitschrift für deutsches Altertum usw. einher, sowie mehrere kleinere Aufsätze in Fachzeitschriften. Gierach wurde zum ordentlichen Mitglied der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag ernannt, zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien und zum Mitglied der Deutschen Akademie in München, wo er seit 1930 Vorsitzender der deutschen Sektion wurde. Er hat diese Stellen nicht als bloße Ehrungen aufgefaßt, sondern überall tüchtig mitgeschaffen.

In seiner nationalen Arbeit hat er sich von unten herauf gedient. Er war bis zum Kriegsansbruch Obmann der Reichenberger Männerortsgruppe des Bundes der Deutschen in Böhmen und lange Jahre Schriftführer des politischen Nationalen Vereins. Im Rahmen des Deutschen Volksrates gründete er den Abwehrratsrat des Ortsrates Reichenberg, aus dem nachher der Verein „Deutsche Abwehr“ hervorgegangen ist: er hat vor dem Krieg eine ganz bedeutende Tätigkeit entfaltet. Auch im Deutschen Sprachverein hat er mitgewirkt. Eine größere Veranstaltung war die „Jahrhundertfeier 1913“, die er in Reichenberg durchführte.

Er gehörte zu der Generation, die über den erstarrten Nationalismus der deutschösterreichischen Vorkriegszeit hinausstrebte. Und er sah dafür mit anderen hauptsächlich einen Weg in der Volksbildung. In umfassendem Sinne war der Reichenberger Stadtarzt Dr. Gustav Köslers für eine Vertiefung der nationalen Bewegung eingetreten. Gierach führte als Obmann die Reichenberger Ortsgruppe von Köslers Neudeutschem Kulturverband, der 1912 und 1913 Lehrgänge einer Deutschen Volksakademie abhielt.

Auch für Gierach bedeutete die von Prof. Měkner veranlaßte Böhmerlandwoche zu Triesch bei Leitmeritz einen neuen Anfang. Hier fanden die bisher vereinzelt gebliebenen Führer der Erneuerung in den Kreisen der inzwischen in Fluß gekommenen Jugendbewegung eine begeisterte Gefolgschaft und in den Älteren unter ihnen, die bereits den Krieg mitgemacht hatten, gewandte und bereitwillige Helfer. Hier wurde die Jungdeutsche Gemeinschaft Böhmerland zum Modell einer neuen Volksgliederung, die nach der Meinung der Stürmer und Dränger die alten erstarrten und „vergreisten“ Organisationen ersetzen sollte. Hier wurde die neue sudetendeutsche Erwachsenenbildung eingeleitet und die neue Heimatbewegung, wofür die „Heimatbildung“ als Organ gegründet wurde. Die Stimmung dieser ersten Böhmerlandwoche und der folgenden von Mähr.-Altstadt ist in den Büchlein „Heimatkundliche Volks-erziehung“ und „Altwaterland, Zur deutschen Stammeserziehung“ festgehalten, die gesamte Bedeutung der Böhmerlandbewegung in der Schrift „Der Sudetendeutsche“. (Vom Verfasser dieses Aufsatzes.) Zugleich wurde auch die Form der Heimvolkshochschule in unser Heimatgebiet verpflanzt.

Gierach vertrat in seinen Vorträgen auf diesen Wochen den Ernst der Wissenschaft, der Wissenschaft von der deutschen Vorzeit und der Geschichte unseres Stammes. Er hat dann mehr als zweihundert Volksbildungsvorträge über diese Gegenstände gehalten und besonders gern die geschichtliche Bedeutung der Markusäule vorgeführt. Er hat, indem sein Vortrag zunehmend

vollständlicher wurde, auf den Volkshochschul-Lehrgängen Tetschen-Liebwerd, Reichstadt und Annabad mitgewirkt, später auf den von ihm selbst mitgegründeten zu Klein-Iser, Lusdorf usw. Er hat in erfolgreichster Weise mit nationalen Flugschriften gearbeitet: sein Katechismus für die Sudetendeutschen erreichte eine Auflage von 60.000 Stück, „Aus Böhmens deutscher Vergangenheit“ 20.000 (beide im Verlag Stauda, Eger). Seine Vortragstätigkeit erstreckte sich bald auch auf das Deutsche Reich (mindestens 25).

In Reichenberg, wo er seit 1919 der Stadtvertretung angehörte, gründete er den Stadtbildungsausschuß, den er seitdem leitet. Es gelang ihm hier in hartem Ringen, die Mittel für die Schaffung einer Volkshochschulkanzlei flüssig zu machen, die von Doz. Dr. R. Lochner hauptamtlich geleitet wird, dem eine Kanzleikraft zur Seite steht. Diese vorbildliche und bisher vereinzelt Einrichtung der Stadt Reichenberg ermöglichte eine ausgreifende Tätigkeit, über die demnächst ein Zehnjahresbericht erscheint. Es kam zum Zusammenschluß der Bezirksbildungsausschüsse des Tetschen-Iser-Gaues. Und es konnten von da aus die vorbildlichen Volkshochschul-Lehrgänge unter Lochners Leitung abgehalten werden. Glänzende Veranstaltungen waren insbesondere die Sommer-Hochschulwochen in Reichenberg, die der Stadt die Verbindung mit dem Hochschulleben geben. In der Deutschen Volksbüchereigenossenschaft arbeitete er mit und wirkt seit 1929 im Sonderausschuß für das gesamte Volkshochschulwesen beim Verband der deutschen Selbstverwaltungskörper als Leitungsmitglied.

In der ersten Zeit nach dem Umsturz beschäftigte sich unsere Doffentlichkeit sehr lebhaft mit dem Plane, die deutschen Hochschulen aus dem ungarischen und deutschfeindlichen Prag in das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet zu verlegen. Da sollte die Universität nach Reichenberg kommen. Und es schien nötig, vorsorglich einige wissenschaftliche Einrichtungen zu schaffen. Es verband sich dieser Gedanke mit dem unabhängig davon wertvollen Bestreben, Reichenberg zu einem Kulturmittelpunkt im deutschen Heimatgebiet auszugestalten. Eine der wichtigsten Taten, die ihrem Gründer freilich auch besonders schwere Sorgen zuzog, war die Gründung der Bücherei der Deutschen in Reichenberg; seit dem Bestand steht Professor Gierach dem Unternehmen, beziehungsweise dem erhaltenden Verein vor. Die Sache hat sich so glänzend entwickelt, daß diese sudetendeutsche Zentralbücherei bereits über 100.000 Bände zählt.

Seit längerer Zeit gab es in Reichenberg eine „Deutsche Wissenschaftliche Gesellschaft“, die Tätigkeit war allerdings nicht beträchtlich. Gierach wußte sie neuzubeleben. Er stellte sie auf rein wissenschaftliche Grundlage. Und er wußte die Mittel für eine reiche Herausgeberstätigkeit aufzubringen. Von dieser Vereinigung, die zwanzig ordentliche Mitglieder zählt, wurde die „Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung“ ins Leben gerufen, die sich überraschend gut entwickelte. Sie gibt die Zeitschriften „Fitzgenwald“ für Geologie und „Karpathenland“ heraus, sowie eine ganze Anzahl wertvoller Schriften und Schriftenreihen. Sie trat als wissenschaftliche Stelle dem „Deutschen Verband für Heimatforschung und Heimatbildung“ zur Seite, in dem Gierach seit Beginn leitend mitarbeitet. Auch die Deutsche „Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte“ berief ihn bei ihrer Gründung im Jahre 1925 zum Obmann.

Es ist überaus schwer, bei der gebotenen Kürze dieser Darstellung Aufzählungen zu vermeiden. Aber wie soll man sonst zurecht kommen? Es entwickelt sich eins aus dem anderen. Es schließt folgerichtig eins ans andere an. Es ist dabei stets das Bild eines geradlinigen organischen Wachstums, wie der Baum wächst, der die Wurzeln nur immer tiefer in den Boden treibt, je weiter er seine Äste und Zweige ausgreifen läßt.

Auf dem Gebiet der Heimatforschung betreute Gierach seit 1919 die Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Tetschen-Iser-Gaues und es gelang ihm, sie zur besten wissenschaftlich geführten Heimatzeitschrift zu entwickeln. Sobald er Mitglied der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag geworden war, gab er dort die Anregung, eine eigene Kommission für Heimatforschung zu errichten, deren Leitung ihm nach dem Tode Prof. Hauffens übertragen wurde. Hier gibt er die „Sudetendeutschen Lebensbilder“ heraus, von denen zwei Bände erschienen sind, unsere Stammes-Biographie. Sie liegt ihm besonders am Herzen und er sucht sie möglichst vollständig zu halten. „Sie sollen“, wie er im Vorwort des zweiten Bandes bemerkt, „dem heutigen Geschlecht der Sudetendeutschen zeigen, was ihre Vorfäter geleistet haben; möge diese Erkenntnis ihnen zu einer Quelle der Kraft werden, um im Ringen der Völker auszuharren und sich auf alter Höhe zu behaupten. Dem Gesamtdeutschtum aber sollen sie dartun, daß auch jenseits der Grenzen für die Geltung des deutschen Namens gerungen wurde und wertvolle Leistung zustande kam.“ Zur Auffammlung aller Flurnamen des sudetendeutschen Sprachgebietes hat er hier die Flurnamenstelle geschaffen, die von Professor Dr. Schwarz geführt wird.

Die Räume dafür konnte er durch die Ausgestaltung des Seminars für deutsche Philologie bereitstellen, die er sich sehr angelegen sein ließ. Statt der drei kleinen Zimmer, mit denen er es übernommen hat, verfügt er jetzt über zwölf gut eingerichtete Räume, die außer mit Fernsprecher und Schreibmaschinen auch mit Grammophon, Kymographion, Handschriften-Photographie und Dunkelkammer ausgerüstet sind — es ist ganz märchenhaft, wenn man an die Seminarverhältnisse von ehemals zurückdenkt. Hier, in der Budecgaße, findet sich ein Phonetisches Kabinett und eine Mundartenabteilung und neben den Professoren und Dozenten haben auch Assistenten und Bibliothekare ihre Zimmer. Seine Hochschularbeit faßt er als Erziehung zu strenger Wissenschaftlichkeit auf. Das ist freilich nicht immer nach dem Geschmack der Studierenden. Aber man wird zugeben müssen, daß mit der Verlotterung, die im Krieg und nach dem Krieg eingerissen war, aufgeräumt werden mußte. Und wer immer sich redlich bemüht, der findet seine Förderung. Nachdem es ihm gelungen war, eine Lehrkanzel für Urgeschichte und eine zweite für Germanistik durchzudrücken, gilt sein Bemühen der Errichtung von Lehrstühlen für Volkshochschulbildung und für Heimatforschung. So hat er wesentlich beigetragen, aus der alten deutschen Universität trotz der Ungunst der Zeiten und der Staatsverhältnisse ein Forschungsinstitut für unsere Volks- und Stammeserkenntnis zu machen und die Hochschule wieder lebendiger in das Gesamtleben der Heimat einzugliedern.

Es schließt sich das alles zu einem großen Ganzen zusammen und eingreift ins andere. Es müssen hier die Veröffentlichungen der Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung genannt werden, in denen sich ja vielfach seine Hochschularbeit niederschlägt. Da sind sechs Bände Forschungen zur sudetendeutschen Heimatkunde zustande gekommen. Die ins Stocken geratenen Beiträge zur Kenntnis sudetendeutscher Mundarten hat er um Band 346 weitergeführt. Eine Reihe „Alteutsches Schrifttum aus Böhmen“, die in Heidelberg verlegt wird, wurde mit dem „Altkermann aus Böhmen“ eröffnet. Mit Professor Hirsch und Dr. Wenisch werden „Die Sudetendeutschen Geschichtsquellen“ herausgebracht, die unsere Archive zugänglich machen. Gemeinverständlich sind die sieben Vorträge zur Kunde des Sudetendeutschtums beim Prager deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Die Zeitschriften der Anstalt wurden schon erwähnt. Durch Beihilfen ist das Erscheinen der von Hirsch geleiteten „Ostmitteldutschen Bücherei“ ermöglicht worden und

die Werke von Neuwirth, Geschichte der deutschen Kunst in den Sudetenländern, von Wolkow Literaturgeschichte, von Menghin, Vorgeschichte, und von Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde, wurden gefördert und in Obhut genommen. Geplant sind ein „Sudetendeutsches Namenbuch“, das mit Professor Schwarz herausgegeben werden soll, und ebenso ein sudetendeutsches „Mundarten-Wörterbuch“. Dafür konnte auch eine Unterstützung der Deutschen Akademie in München erlangt werden, mit deren Hilfe auch die Zipser Volkskunde von J. Grab gedruckt wird.

In verdienstvoller Weise hat Gierach — um den Blick zum Schluß noch einmal der Volksbildung höherer Stufe und der Kulturpolitik großen Stiles zuzuwenden — die „Gesellschaft für deutsche Volksbildung in der Tschechoslowakischen Republik“ mitbegründet. Er steht ihr seit Errichtung der Geschäftsstelle in Reichenberg als ortsanwesender Obmannstellvertreter zur Seite und war insbesondere auch für die Beschaffung der Mittel behilflich. Diese Körperschaft, die als volksbildnerischer Verband der großen Schutzvereine mit dem Deutschen Kulturverband und dem Bund der Deutschen in Böhmen an der Spitze und den anderen Volksvereinigungen eine Volksbildung im Sinne der Erhaltung unseres Grenzstammes erstrebt, bedeutet insbesondere die Weiterführung und Zusammenfassung der nationalen Bestrebungen, aus denen heraus die Generation Gierachs erwachsen ist. Mit dieser Gesellschaft hat die Deutsche Wissenschaftliche Gesellschaft die von Dr. Lochner geleitete Anstalt für Erziehungswissenschaft ins Leben gerufen. Von der Volksbildungs-Gesellschaft wurde der Verein Deutsches Volksbildungsheim gegründet, der Gierach zum Obmann hat: er soll die Volksbildung durch Beschaffung von Heimen fördern, zunächst aber einmal ein Sudetendeutsches Volkshochschulheim in Reichenberg selbst erstehen lassen, die Stadtgemeinde hat dafür bereits am Königsbusch, wo Gierach sich auch selbst ein Haus erbaut hat, einen Baugrund gewidmet.

Das ist einer von den großen Plänen, um die sich Professor Gierach sorgt. Er muß aber auch für die wachsende Bücherei der Deutschen ein Haus beschaffen und er hat nun sehr schmerzlich erfahren müssen, daß die für ein großes Volks- und Volksbildungshaus bereits gewidmeten Millionen doch wieder anderweitig verwendet wurden. Er denkt überdies auch an eine volkskundliche Sammlung in seiner Heimatstadt: wir haben ja noch kein sudetendeutsches Stammesmuseum.

Dieser Ueberblick zeigt, wie stark Gierach noch im Entwerfen, Planen, Abschließen und Vollenden steht. Er nähert sich seinem fünfzigsten Geburtstag: möge ihm gelingen, was er erstrebt. Es ist ein Stück der sudetendeutschen Entwicklung. In der Fests Ausgabe der „Wünschelrute“ für 1930, die auch sein Bildnis bringt, schließt er seinen bemerkenswerten Aufsatz über den „Sinn der sudetendeutschen Geschichte“ mit der Mahnung, die zugleich ein Bekenntnis ist: „Die Ueberzeugung von unserem Recht und die Liebe zu unserem Volkstum müssen zu so lebendiger Macht in uns werden, daß sie allen Eigenmuth und alle Mutlosigkeit überwinden. Und daß sie die Uneinigkeit überwinden. Der Aufstieg, den uns die Geschichte als möglich erweist, wird nur kommen, wenn wir alle unsere Kräfte vereint in dem Kampfe einsetzen können.“

Bernhard Kuzer,

der große Bildschnitzer aus Obergrund

Pfarrer Engelbert Neugebauer in Freivaldau

Jene Gäste, welche zum Jubelfeste des Sudetengebirgsvereines nach Freivaldau kommen, werden allenthalben die Spuren, die Werke und die Arbeit großer Männer unserer Heimat finden. Auf dem Gräfenberge wirken die Traditionen des großen Vinzenz Priesnitz fort, in Nieder-Lindewiese der Geist des Johann Schroth. In Freivaldau wirkte Ditters von Dittersdorf, der Schöpfer der deutschen Oper. Einer der größten Künstler unserer schönen Bergheimat ist Bernhard Kuzer aus Obergrund.

Vielen ist selbst der Name unbekannt und doch ist er nach den Worten eines Fachmannes, des Museumsdirektors Dr. Braum in Troppan, ein „Phänomen.“ Und wer sein Wirken, Schaffen und Arbeiten genau studiert, der wird ihn zu den größten unserer Heimatsöhne zählen.

Fast 70 Jahre ist es her, daß Bernhard Kuzer in Obergrund, einer kleinen Berggemeinde drei Wegstunden von Freivaldau entfernt, gestorben ist.

Geboren wurde er am 27. Juni 1794 in Niedergrund, als ehelicher Sohn des Müllermeisters Johann Kuzer und der Theresia, geborene Jokischin.

Das Kronprinzenwerk und die Artikel des Heimatschriftstellers Adolf Kettner nahmen bisher an, daß die Vorfahren der Familie Kuzer aus Italien stammen. Doch haben genaue Forschungen ergeben, daß die Familie Kuzer eine alte, schlesische Familie ist. Der Müllermeister Johann Kuzer hatte aus seinen drei Ehen vierzehn lebende Kinder. Deshalb war auch das Leben in der Familie einfach und bescheiden und die Kinder gewöhnten sich frühzeitig an Sparsamkeit, Selbstverleugnung und harte Arbeit. So kam der zweitälteste Sohn des Müllermeisters Johann Kuzer, Bernhard, in frühester Jugend als Kuhhirt in die Gurschdorfer Gegend, ein Dorf, sechs Wegstunden von Freivaldau entfernt. Dort auf dem Felde hatte er beim Kuhhüten Zeit, mit seinem Lössenmesser, einem inneren Orange folgend, an Rüben und Holzstücken seine Bildschnitzkunst auszuprobieren. So schnitzte er anfangs aus Rüben und später aus Holz einen Totenkopf, der heute noch die Bewunderung aller erregt. (Freivaldauer Stadtmuseum).

In die Heimat zurückgekehrt, machte er sich selbständig, wurde ein kleiner Landwirt, pflegte die Bildschnitzkunst, seinem Künstlerdrange folgend, und gründete dort eine Bildschnitzerschule, die Hervorragendes geleistet hat. Der größte dieser Schule wurde ihr Begründer, Bernhard Kuzer. Aber auch unter seinen Kindern sind nicht unbedeutende Künstler: so Severin, Raimund und Rafael. Lehrmeister dieses großen Mannes war zunächst die ewig schaffende und formende Natur. Die herrliche Berglandschaft mit ihren tausendfachen Naturwundern, die Gebirgsbauern mit ihren arbeitsharten Fäusten, mit ihren Runzeln und Falten im wettergebräunten Gesicht, und was sonst die Natur an Anregungen bot, wurde ihm zur ständigen Beeinflussung in seinem Künstlerschaffen.

Und was die Natur nicht bot, das erarbeitete sich Bernhard Kuzer durch emsiges Selbststudium. Mit Bienenfleiß studierte er Werke großer Männer, Bilder, Vorlagen und Modelle. Im Nachlasse des Künstler finden sich eine Unmenge von Skizzenbüchern und Vorlagen, die er mit Gewissenhaftigkeit und Fleiß durchstudiert: Studien des Ohres, des Mundes, der Hände, der Arme, der Fuß- und Beinstellungen, Gladiatoren, Götter und Göttinnen aus der römischen Sage, Gestalten aus der Bibel, alles war Gegenstand seines eifrigen Selbststudiums. Ganze Rollen von Stahl- und Kupferstichen und Holzschnit-